Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl — kr.

Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

(Frauenplatz Nro. 8.)

Der Dämon des Jahrhunderts.

Roman

von

Oscar Walther.

Vierter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von Albert Sacco.
Zimmerstraße Nr. 94.

9.

Der Alterthümler.

Seit den zuletzt geschilderten Begebenheiten sind viele Wochen vergangen. Die Erde hat das weiße Bahrtuch um sich geschlungen und lange in träger, kalter Ruhe dagelegen. Im Gebirge an den steilen Abhängen sind die Gießbäche erstarrt und haben in ihren Krystallkleidern lange Zeit still dagestanden, indeß unten im Thal das Wasser nicht mehr, wie sonst, am Amtshofe lustig vorbeimurmelte, sondern unter einer Decke von Eis dumpf grollte.

Doch auch das war vorübergegangen. Es war vom Süden her, aus einem schönen, fernen Märchenlande, der so oft geschaute, bewunderte und doch stets wieder neue Held Lenz gekommen und hatte in der Brust der Menschen und der Vöglein draußen neue, jubelnde Klänge geweckt.

Da fingen die starren Eispanzer der Gießbäche an zu schmelzen und die Wasser sprangen wieder lustig von den Bergen und riefen fröhlichen Gruß zu den Wassern unten im Thale, und dem alten Thurme am Amtshofe, und weiter oben dem Kirchlein auf dem Hügel, und weiter unten den grauen Felsen und dem grünen Moose, den ersten Grashalmen und den ersten Blättchen, die an den Weiden, welche an dem Bache standen, hervorbrachen.

Es vergeht ja Alles im menschlichen Leben — das bitterste Leid und die höchste Wonne; es schmilzt wie die Eisdecke des Baches ein jedes Empfinden, das für die Ewigkeit bestimmt schien — ein jedes Wollen, das das Erreichen so sicher voraussah — ein jeder Schmerz, der das Herz zu tödten drohte.

So war der Winter vergangen und der Frühling wiedergekommen; so war manches anders geworden in der Brust der Menschen im Thale, die wir kennen gelernt und wegen ihrer geraden, tüchtigen Kraft vielleicht ein wenig lieb gewonnen haben.

Wir führen den freundlichen Leser nun auf einen recht heimlichen Gebirgsweg. Wir steigen hinter dem Amtshofe an der Bergwand empor,

wo Tannen und Birken gemischt stehen — die Tannen, die dem ernsten Manne gleichen und ihr dunkles Kleid stets unversehrt erhalten im Winter und Sturm, und die Birken, die der holden, zarten Jungfrau gleichen, rein und lieblich, wie sie, doch auch ebenso hülfsbedürftig, wenn der Föhn an ihnen rüttelt.

Droben angekommen, dürfen wir einen Moment ruhen und die frische, köstliche Luft einathmen. Dann geht es wieder steil abwärts, über Felsgeröll und Klippen. Hier aber stehen Buchen und Eichen; dies ist die Stelle, auf der das Himmels-Auge ruht, so lange es droben seine majestätische Bahn zieht.

Wir gelangen endlich in einen Grund, der mit demjenigen parallel läuft, in dem der Amtshof liegt, auch mit jenem viel Aehnlichkeit besitzt, nur daß er enger und wilder ist. Auch in ihm murmelt ein Wasser und springt über Felsen; auch in ihm stehen Tannen und Birken an der Nordwand. Wir müssen nun in dem Grunde aufwärts wandern, bis zu einer Stelle, wo er sich kesselförmig erweitert und üppige Wiesen und ein wenig Ackerland in sich schließt.

Es ist ein Bild des stillen Friedens.

Wir sehen vor uns ein kleines, einstöckiges

Haus, das sich aber durch seine geschmackvolle Bauart von den Bauerhäusern, die wir in den umliegenden Dörfern gesehen haben, vortheilhaft auszeichnet. Es hat fünf Fenster Front und ist von einem kleinen Gärtchen umgeben, das ein zierlicher Zaun einschließt. Rings herum stehen einige hohe Tannen und Obstbäume. Ueppige Weinreben winden sich an der Vorderwand des Hauses empor, die im Herbste das Haus gewiß mit dem reichsten Grün und den lockendsten Früchten zieren. Das ist der Mittelgrund; dahinter heben sich die Berge höher und höher, zuerst noch grün, dann violett, bis sie endlich mit dem Aether verschwimmen. Vorn stehen die Wände auf beiden Seiten wie ein gewaltiges Thor, und dazwischen springt der Bach über Felsen und unter Erlen vorüber, und auf den Feldern und Wiesen liegt der erste goldige Glanz des neuerstandenen Frühlings.

Den schmalen Weg, der von dem Grunde aufwärts führte, gingen an einem sehr schönen Apriltage zwei Personen, die uns wohl bekannt sind, nämlich Elisabeth und Philipp. Das junge Mädchen sah noch ein wenig bleich aus, aber ihr fester Gang und ihr klarer Blick verriethen, daß sie an Herz und Leib genesen war. Nur

mit Philipp schien eine Veränderung vorgegangen zu sein. Sein Aussehen hatte etwas Sicheres, fröhlich Klares gewonnen, das wir früher an ihm vermißten. Er war immer bestimmt, männlich fest gewesen, er hatte auch in der trübsten Zeit seines Lebens ein tiefes Weh mannhaft bekämpft oder wenigstens in sich verschlossen. An Stärke hatte es ihm also nicht gefehlt, wohl aber an der bewußten hoffnungsreichen Freiheit des Geistes, die widrige Empfindungen nicht in sich verschließt, sondern sie abstreift und ihrer in einem Augenblicke Herr wird.

— Sieh', sieh', Philipp, rief Elisabeth jetzt, auf eine vorüberfliegende Schwalbe zeigend, den Boten des Frühlings.

— Das ist die erste, die ich sehe! sagte Philipp.

— Auch ich sah bisher noch keine. Diese lieben Thiere bringen viel Freude in unser stilles Thal.

— Ja, Gott sei Dank, der Winter ist wieder vorbei.

— Wäre auch der Winter in unserm Hause vorbei und holder Frühling zöge ein.

Elisabeth begleitete diese Worte mit einem leisen Seufzer.

— Es ist wahr, sagte Philipp nachdenklich, der Onkel ist nicht wie sonst, auch die Tante nicht. Doch wundere ich mich nicht, daß dem so ist. Bedenke nur die jahrelange Gewöhnung.

— Ja, aber es will mir oft das Herz zerbrechen, daß es so ist. Meine Eltern können den Amtshof nicht vergessen.

— Und Du, Elisabeth?

— Ich fühle mich hier ganz glücklich. Mir ist, wie nach einer schweren Krankheit, so frei, so froh.

— Du littest anfänglich viel mehr, als alle Anderen.

— Wohl, Philipp, Du weißt es, denn ich klagte es Dir oft genug.

Elisabeth erröthete ein wenig bei diesen Worten, dann sagte sie:

— Du warst ein guter Arzt, Philipp. Du hattest eine Medizin, die wunderbar half.

— Das Mittel war einfach, entgegnete Philipp lächelnd. Es hieß Arbeit.

— Ich danke es Dir, Philipp.

— Es ist nichts zu danken dabei. Ich bin froh darüber, daß ich etwas erreicht habe dadurch, daß ich zu Dir sprach.

— Du versprachst mir, ein Bruder zu sein,

und hast es redlich gehalten. Ich habe das Glück, einen Bruder zu besitzen, nie gekannt. Ich weiß jetzt, wie gut und wie schön es ist. Doch um meinen Vater habe ich viel Leid.

— Auch ich, Elisabeth. Ich sehe eine große Kraft dahin welken, und weiß kein Mittel, zu helfen.

— Er kann das Alles nicht vergessen, den Verkauf, den Auszug —

— Und doch ist es hier so schön.

— Er denkt immer daran, wie es jetzt auf dem Amtshofe sein mag.

— Vielleicht auch daran, wer den Amtshof gekauft hat.

— Ja, ja, auch daran, sagte Elisabeth, indem eine schwache Röthe über ihre Wangen flog. Ich glaube, das schmerzt ihn am tiefsten.

— Es liegt ein Geheimniß in dem Allen, und wahrscheinlich kein ehrenvolles. Ich bedaure Herrn Nördlinger aufrichtig. Er hatte Anlage, ein tüchtiger Mann zu werden.

Es war das erste Mal seit jenen von uns geschilderten Begebenheiten, daß Hugo's Name von den Bewohnern des Ridhofes — so hieß die jetzige kleine Besitzung des Amtsrathes — genannt wurde. Philipp that es auch jetzt, ohne

daran zu denken, und er bedauerte fast, es gethan zu haben, als er Elisabeth in's Gesicht blickte. Sie war plötzlich bleich geworden und fragte hastig:

— Was meinst Du mit Nördlinger? Was hat er mit dem Amtshofe zu thun?

— So weißt Du es nicht —

— Was denn?

— Du fragst so hastig, Elisabeth. Ich wollte, ich hätte nicht davon gesprochen, denn es berührt Dich unangenehm.

— Ich bin nicht schwach, Philipp, auch habe ich kein Geheimniß vor Dir. Du weißt daß ich Hugo Nördlinger geliebt habe —

— Du liebst ihn noch, Elisabeth, das zeigt Deine Erregung bei Nennung seines Namens.

— Nein, nein, das ist vorbei. Ich empfinde es tief, daß das vorbei ist. Aber das, was Du sagtest, erregte mich, ich leugne es nicht. Lasse der Zeit ihr Recht. Was wolltest Du von Nördlinger sagen?

— Er hat den Amtshof gekauft.

— Ich denke, Wohlbrecht; ich verstand Deine Worte vorhin so.

— Allerdings Wohlbrecht, oder vielmehr Nördlinger mit Wohlbrechts Geld.

— Dieser Mann hat ihn zu Grunde gerichtet. Er muß ein Teufel sein.

— Ja, er hat ihn moralisch getödtet. Wie könnte sonst Nördlinger diesen Weg gehen? Sein Aeußeres verkündet das schon. Ich sah ihn neulich zufällig. Er sieht bleich und müde aus und war sonst so kräftig.

Elisabeth schwieg und sie setzten ihren Weg stumm fort. Plötzlich blieb Philipp stehen und nach der Bergwand deutend, die rechts von ihnen anstieg, sagte er:

— Sieh nur, Elisabeth, diese komische Figur, die da in voller Hast niederklettert.

Elisabeth wendete ihre Augen nach der bezeichneten Stelle und sagte:

— Wenn ich nicht irre, ist das ein Bekannter.

— Dieser kleine Mann mit dem großen Hute? Wer sollte es sein?

— Es ist der Magister, der damals mit den Herrschaften bei uns war, die mit dem Wagen verunglückten. Erinnere Dich doch; er kam etwas später; außer sich vor Eile und Angst.

— Du hast recht, er ist es, der kleine Alterthumsforscher.

Während diese wenigen Worte gewechselt wurden, hatte die fragliche Persönlichkeit, die

anscheinend mit großer Eile einen steilen Pfad, der an dieser Stelle vom Gebirgskamme niederführte, herabkletterte, sich den beiden jungen Leuten schnell genähert.

Es war wirklich der Doktor Zacharias Maulbeerbaum. Wir haben den guten Doktor seit lange aus den Augen verloren und sind ihm deshalb jetzt einige Aufmerksamkeit schuldig. Sein gutmüthiges Gesicht sah sehr erhitzt und ängstlich aus. Seine kleinen Beinchen arbeiteten sich mit gewaltigen Sätzen über die einzelnen steilen Stellen des Weges hinweg. Er erreichte die Thalsohle in dem Augenblicke, wo Elisabeth und Philipp vor ihm standen. Ein Ausruf der Ueberraschung entflog seinem Munde.

— Ei, wie glücklich trifft sich das, rief er, indem er seinen Hut mit komischer Geberde schwang. Ich bin ein Verirrter, ein Geschlagener, ein Vertriebener und ich treffe hülfreiche Hände, und dazu so liebliche, wie die Ihrigen, mein Fräulein, die schon einmal die Wunden heilten, die das böse Geschick meinem allergnädigsten Herrn schlugen. Und Sie, junger Herr, ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Sie hatten viel Interesse an Alterthümern —

— Ich freue mich, Sie wieder zu sehen, Herr

Doktor, sagte Elisabeth. Ich hoffe, es geht dem Herrn Baron und der gnädigen Baronesse gut.

— Baron? So wissen Sie nicht, wer damals Ihr Gast war?

— Wieso, waren die Namen, die sie sich gaben, nicht die richtigen?

— Ich begehe keine Indiskretion, wenn ich es jetzt sage, es war unser gnädigster Prinz Luitpold —

— Und die junge Dame?

— Die gnädigste Prinzeß, seine Schwester.

— Mein Gott, und wir wußten es nicht!

— Waren Sie nie in der Residenz, daß Sie die Kinder des Fürsten nicht kennen? O, sie sind liebenswürdige Menschen, einfach und doch von so hohem Seelenadel. Sie haben oft in Liebe Ihrer gedacht. Haben Sie seitdem irgend ein Anliegen gehabt und sind nicht dahin gegangen, wo Hülfe war, so haben Sie sehr unrecht gethan. Sehr unrecht, sage ich Ihnen, der Prinz würde sich glücklich geschätzt haben, Ihnen vergelten zu können.

— O, wir haben es ja so gern gethan.

— Weiß es, weiß es. In diesen stillen Thälern blüht edle, schöne Gastfreundschaft. Aber Sie hätten doch vorkommenden Falles — ich

habe allerlei gehört — ich war auf dem Amtshofe.

— Und Sie haben so entsetzliche Eile? fragte Philipp.

— Mir ist es sehr schlecht ergangen, sagte der kleine Gelehrte seufzend. Der wissenschaftliche Geist ist aus der Welt gewichen. Der Eifer nach Belehrung wird nicht mehr anerkannt und nicht mehr belohnt. Ich bin aus der Residenz hierher gereist, nur um die Alterthümer dieser interessanten Gegend zu untersuchen. Ich wußte von Ihnen so Manches, Herr Philipp, was meine Wißbegierde reizte. Es sollten da interessante Druidensteine und römische Gräber, also Vertreter des rohen Zeitalters deutscher Kraft und der Blüthezeit römischer Kunst —

— Unsere Gegend bietet dergleichen Mancherlei.

— Ich kam auf den Amtshof. Schwebte mir doch noch das Bild jener Zeit lebhaft vor, wo wir — das heißt die Oberhofmeisterin und die hohen Personen — hier eine so liebenswürdige Gastfreundschaft fanden. Ich wollte für mich auf ein paar Tage ein Obdach und ein Stückchen Brod verlangen; ich klopfte an jene gastliche Thür lange vergebens. Endlich öffnete

mir ein Mann von seltsamem Aussehen. Ich fragte nach dem Amtsrath. Da lachte der Kerl und machte eine ganz und gar unverständliche Pantomime. Ich ärgerte mich ein wenig und wiederholte, ich wünsche den Besitzer des Gutes zu sprechen.

— Ach was, Besitzer und Amtsrath, rief der Bursche. Der Besitzer ist nicht hier und mir können Sie eben so gut Ihr Anliegen sagen. Hier ist Einer wie der Andere.

Ich brachte mein Anliegen vor. Doch da fuhr der Grobian mich an:

— Ist hier ein Gasthof, daß jeder Vagabund Einlaß begehrt? Gehen Sie zum Teufel?

Und damit schlug er mir die Thür vor der Nase zu. Ich lief spornstreichs ab, verirrte mich aber in diesen Bergen und bin nun hier. Ich hatte recht, zu sagen, ich bin ein Geächteter, Vertriebener, Verirrter.

— Jetzt nicht mehr, Herr Doktor. Sie haben endlich die rechte Schwelle gefunden —

— Aber erklären Sie mir —

— Gleich, gleich. Wir können Ihnen hier freilich keine Druidensteine und römische Gräber zeigen. In diesem einsamen Thale scheint erst die Neuzeit eine Stätte bereitet zu haben. Aber

wir bieten Ihnen wenigstens ein gastliches Dach und ein Stück Brod, sowie einen Trunk Wasser.

Die drei Personen waren unterdeß dem kleinen Hause nahe gekommen. Der Alterthümler blieb plötzlich stehen und sagte:

— Wie schön ist das hier, wie still-poetisch! Sie müssen den Amtshof kaum vermissen.

— Wir nicht, entgegnete Elisabeth, wohl aber der Vater. Sie werden ihn sehr gealtert finden.

— Der würdige Herr! Ich begreife nicht.

— Willst Du vorausgehen, Elisabeth, sagte Philipp und für den Gast etwas zu essen zubereiten? Ich zeige dem Herrn Doktor noch eine Stelle, bei der wir nahe sind, und die ihm gewiß interessant ist.

Elisabeth ging nach einer schweigenden Verbeugung dem Hause zu. Die beiden Männer wendeten sich rechts.

— Ich wollte noch ein paar Worte mit Ihnen allein sprechen, sagte Philipp.

— Ach, über diese unglücklichen Verhältnisse.

— Ja wohl. Es sind in diesem Hause Dinge vorgegangen, die etwas Vorsicht im Berühren gewisser Themata erheischen. Der Herr Amtsrath ist reizbar und Sie werden ihn wissentlich nicht verletzen wollen.

— Behüte Gott! Der wackere Mann, ich bedauere ihn herzlich —

— Sie wissen nun, daß er den Amtshof verkauft hat.

— Ja. Und ist es so, wie mir ein alter Bauer unterwegs erzählt hat, aus Geldverlegenheit —

— Es ist so.

— Mein Gott! Warum erfuhr ich es nicht früher? Man hätte helfen, Rath schaffen können. Wer waren seine Gläubiger?

— Ein einziger Mann, ein ehemaliger Verwandter — der Mann von des Amtsraths Schwester —

— Pfui, wie niedrig, ein Verwandter! Wie ist der Name dieses Ehrenmannes?

— Wohlbrecht.

— Wohlbrecht? Wie ist mir? Wohnt er in der Residenz?

— Ja wohl.

— War früher Advokat?

— Ja, das ist der Bursche.

— Unbegreiflich, hm. Der Mann hat in der Residenz viel von sich reden machen, wegen einer räthselhaften Geschichte, in der er eine Hauptrolle spielte.

— Gewiß keine gute.

— Doch in diesem Falle eine gute. Er erschien eines Tages beim Minister und deponirte eine sehr bedeutende Summe, ich glaube hunderttausend Thaler zu einer milden Stiftung —

— Was, Wohlbrecht? Das muß ein Anderer seines Namens sein.

— Ein ehemaliger Advokat ist es. Er sagte, das sei das Vermögen eines einsam, nun in seinen Armen verstorbenen Freundes. Die polizeiliche Recherche soll zwar nicht ganz klar die Existenz dieses Freundes ergeben haben; indessen hatte man keinen Grund, die Sache von der Hand zu weisen. Denken Sie nur, hunderttausend Thaler!

— Aber Wohlbrecht, der Schurke, der meinen armen Onkel von seinem Gute vertrieben! Sollte er einer solchen edlen That fähig sein!

— Fragen Sie jeden Arbeiter in der Residenz: Wer ist Wohlbrecht? Er wird Ihnen antworten: Der Mann, der ein Asyl gegründet hat für unsere Kinder, wenn wir sterben; der Mann, der wohlthut, wo er kann; der Mann, den wir als den Edelsten lieben und verehren. So sprechen die Arbeiter in der Residenz.

— Unbegreiflich. Doch um auf unser Thema

zurückzukommen. Ein junger Mann, ein Herr Nördlinger, der früher ein Mündel des Amtsraths war und im Hause desselben seine Jugend verlebte auch später noch mannigfach in das Schicksal seiner Familie verflochten ist, hat nominell den Amtshof erkauft, natürlich mit Wohlbrechts Geld.

— Und welche Beweggründe hat dieser Mann, gegen den Herrn Amtsrath so feindlich aufzutreten?

— Persönlichen Haß, Herr Doktor, Familien-Zerwürfnisse.

— Das ist traurig, sehr traurig. Ich werde mit dem Prinzen von diesen Verhältnissen reden, ja gewiß, das werde ich. Man muß hier auf irgend eine Weise zu helfen suchen. Mein Gott, wenn man es gewußt hätte. Man hätte das Geld geschafft. Der Prinz hätte sicherlich einen Ausweg gewußt. Er ist der Familie sehr verbunden.

— Das ist zu spät, mein lieber Herr Doktor. Ich habe das Alles Ihnen auch nicht deshalb erzählt, sondern nur, um Sie zu bitten, doch in Gegenwart des Amtsrathes den Amtshof und die Namen der Männer, die in diesen Handel verwickelt sind, nicht zu nennen. Der alte Mann

verträgt es nicht, ohne in eine gewisse Wuth zu gerathen, die seiner Gesundheit entschieden nachtheilig ist.

— Ich werde es gewiß nicht thun.

— Ich danke Ihnen. Sie sind erhitzt und müde. Treten Sie ein. Elisabeth wird für eine Erfrischung gesorgt haben.

— Nein, noch nicht, mein bester Herr Philipp. Sie müssen mir erst noch versprechen, mich bei meinen wissenschaftlichen Excursionen ein wenig zu unterstützen.

— Gewiß, Herr Doktor. Doch können wir das ebenso gut drinnen besprechen.

— Nein, mein Lieber. Die Sache erheischt einige Umsicht. Sie wissen, ich war auf dem Amtshofe. Das erste Mal, als ich in Ihrem gastfreien Hause war, entdeckten wir eine Stelle, wo eine römische Villa gestanden haben mochte. Wir fanden damals einige interessante Gegenstände, leider aber vereitelte unsere Abreise genauere Untersuchungen.

— Die Stelle liegt dicht neben dem Garten. Der Grund und Boden gehört dem neuen Besitzer des Amtshofes. Das wird schwerlich angehen, mein lieber Doktor.

— O, mein lieber Herr Philipp, mein Herz

brennt nach jenen Schätzen des Alterthums. Können wir nicht wenigstens einige Fuß tief nachgraben?

— Der Besitzer wird die Erlaubniß verweigern.

— So graben wir heimlich, des Nachts, im Mondschein. Wir haben jetzt schönen Mondschein.

— Aber bedenken Sie, daß wir als Diebe behandelt werden könnten.

— Bewahre, mein Lieber. Unser Charakter schützt uns vor diesem Vorwurf. Wir müssen bedenken, daß es der Wissenschaft wegen geschieht. Ist auch das Mittel ein verzweifeltes, so ist doch der Zweck ein überaus wichtiger und lobenswerther.

— Gewiß, gewiß. Wir wollen es überlegen.

— Sie dürfen mir Ihre Hülfe nicht versagen, bester Herr Philipp. Die Interessen der Wissenschaft sind in Gefahr.

— Wir wollen sehen, entgegnete Philipp lächelnd.

Dann traten die beiden Männer in das Haus.

In der zweiten Nacht nach diesem Gespräche verließen Philipp und der Doktor Zacharias Maulbeerbaum den Nidhof und schlugen den Pfad ein, den der Doktor so eilig herabgesprungen war, als er die beiden jungen Leute im Thale traf.

Es war eine warme, herrliche Frühlingsnacht. Der Vollmond legte sein bleiches Licht um die Bergwände und beleuchtete magisch die Nebel, die in dem engen Gebirgsthale über die Wiesen standen. Es war etwa zehn Uhr, als sie das Haus verließen. Sie trugen eine Hacke und eine Schaufel und hatten eine kleine Blendlaterne bei sich, um im Fall der Noth Licht machen zu können.

Der Pfad führte ungemein steil bergan und der kleine Doktor blieb ein paarmal stehen, um wieder zu Athem zu kommen.

— Ein böser Berg das, murmelte er, sehr steil.

— Unsere Berge spaßen nicht, sagte Philipp. Sie sind Riesen, mit denen wir Zwerge vollauf zu thun haben.

Auf der Höhe angekommen, blieben sie schweigend eine Weile stehen und begannen dann von der andern Seite hinabzuklettern. Philipp, mit

der Oertlichkeit sehr vertraut, ging voran, indeß der Doktor vorsichtig folgte, bald rutschend und einen leisen Schrei ausstoßend, wenn er in Gefahr war, zu fallen, bald wieder sich an den struppigen Büschen, die hier in Menge wuchsen, festklammernd.

Das Mondlicht lag blendend auf der gegenüberstehenden Bergwand. Hier aber, wo die beiden Männer hinabkletterten, war es sehr finster und wurde um so dunkler, je weiter abwärts sie kamen. Allmälig traten die Umrisse des Amtshof-Gebäudes unter ihren Füßen hervor und Philipp blieb stehen, indem er sagte:

— Wir müssen warten, bis alle Lichter im Hofe gelöscht sind. Vorher sind wir nicht sicher.

— Ich sehe kein Licht mehr, erwiederte der Alterthümler.

— Doch; sehen Sie dort, in dem runden Thurme. Man kann den schwachen Schimmer durch den Nebel kaum sehen.

— Richtig, dort brennt noch ein Licht.

— Wir können noch zwanzig Fuß hinabsteigen. Dort steht an einer sehr schönen Stelle eine Ruhebank. Wir können dann sitzen.

Die beiden Männer gelangten, nachdem sie wenige Schritte abwärts gestiegen waren, an die

genannte Stelle. Philipp kannte diesen Ort von früher sehr genau. Man befand sich gerade dem Amtshofe gegenüber, etwa vierzig Fuß über dem Boden, in derselben Höhe, wie das kleine Zimmerchen in dem runden Thurme. Der Ort selbst war überaus reizend im Frühling und im Sommer. Eine mächtige Buche breitete ihre knorrigen Aeste aus. Unter derselben sprang aus einer tiefen Felsspalte ein lustiger Quell und eilte hinab ins Thal. Oft hatte Philipp hier an Sommerabenden gesessen und hinüber nach dem Fenster geschaut, hinter dem Elisabeth schlief! Wieder brannte ein Licht in dem kleinen Zimmer. Aber das Gemach selbst war nicht mehr der Tempel stiller Jungfräulichkeit. Philipp hatte in der letzten Zeit oft einen Mann mit bleichem Gesichte an dem Fenster stehen sehen, den er recht gut kannte, Hugo Nördlinger, den Besitzer des Amtshofes. Auch jetzt ging der Jüngling dort in dem kleinen Gemache auf und ab und qualvolle Bilder ließen ihm keine Ruhe. Er träumte von einem fernen, verlorenen Glück und wäre gern wieder ein Knabe gewesen, um anders, besser zu werden.

Die beiden Männer hatten sich auf die Bank gesetzt, die an dem heimlichen Plätzchen stand.

Philipp hatte sie einst mit eigener Hand auf dem kleinen Felsvorsprunge gemacht, weil Elisabeth der Platz so theuer war. Das war nun Alles vorbei und er schlich wie ein Dieb des Nachts dort hin, wo er einst das Recht gehabt hatte, zu befehlen.

Es liegt etwas unnennbar Bitteres in solchem Schicksalswechsel. Philipp hatte das schon oft empfunden und auch heute wollte es ihn wieder überkommen wie ein wilder Schmerz, daß über die Menschen, die ihm das Theuerste auf dieser Welt waren, so viel Widerwärtiges gekommen war.

Aber er kämpfte es mannhaft nieder. Das Licht war erloschen. Er erhob sich und sagte:

— Wir sind sicher und wollen nun an die Arbeit gehen.

Die beiden Männer erhoben sich und stiegen vollends bis zur Thalsohle nieder.

— Kennen Sie die Stelle genau? fragte der Alterthümler.

— Ganz genau; wir sind hier nahe dabei. Sprechen Sie leise, es könnte sonst Jemand aufmerksam werden.

— Es ist eine Todtenstille ringsum. Wir treffen es gut. Die Wissenschaft wird Ihnen

danken, junger Mann, und Ihr Name wird auf der ersten Seite meines großen Werkes über die Alterthümer dieser Gegend prangen.

— Eine hohe Ehre, die ich kaum verdiene. Hier ist die Stelle. Geben Sie mir den Spaten, denn ich weiß damit besser umzugehen, weil ich daran gewöhnt bin.

Die Stelle, auf welcher die beiden Männer standen, lag oberhalb des Gartens, etwa hundert Schritt vom Hofgebäude. Philipp begann den lockeren Boden eifrigst aufzugraben. Einiges Gebüsch, das hier umherstand, schützte die nächtlichen Schatzgräber vor unberufenen Augen. Der Doktor durchwühlte sorgfältig die aufgeworfene Erde, um ja keinen der erwarteten Schätze zu übersehen.

So setzten die beiden Männer ihre Untersuchung eine Zeit lang schweigend fort. Die Glocke des Kirchleins im Oberthale hatte schon Mitternacht geschlagen und der Klang war deutlich zu den Ohren der hier Arbeitenden gelangt. Plötzlich stieß Philipp mit dem Spaten auf einen harten Gegenstand von metallischem Klange.

— Hier ist etwas, sagte er leise.

— Was, was, mein Lieber? Zerstoßen Sie es nicht. Es wird ein Opfergefäß oder ein

Aschenkrug sein. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie es nicht zerschlagen.

— Zünden Sie vorsichtig die Laterne an. Drehen Sie dieselbe aber gegen die Bergwand, damit der Schein des Lichts nicht auf das Haus zu fällt.

Der Doktor beschäftigte sich eifrig damit, zu thun, wie ihm Philipp geheißen. Letzterer umgrub den harten Gegenstand. Es fand sich, daß es ein eisernes Gefäß von mäßiger Größe war. Der Gelehrte leuchtete jetzt in die Grube und sagte frohlockend:

— Ein Gefäß mit allegorischen Figuren — ein herrlicher Fund. Heben Sie es heraus, mein Lieber. Ich wußte, daß wir etwas finden würden.

Philipp versuchte es, den Kasten zu heben.

— Das ist zu schwer für einen Mann, sagte er.

— Ich will helfen.

Die beiden Männer strengten sich an, den Kasten herauf zu befördern, aber sie waren nicht im Stande, ihn auch nur einen Zoll hoch zu heben.

— Es geht nicht, sagte Philipp.

— Was soll das sein? entgegnete der kleine

Alterthumsforscher traurig. Von solcher Schwere? Wir müssen ihn öffnen.

Philipp versuchte den Deckel zu heben. Ein Ausruf der Verwunderung entschlüpfte seinen Lippen. Der Deckel öffnete sich und man fand die Kiste bis zum Rande mit blankem Gelde gefüllt.

— Das ist Geld, rief er.

Aber dann sich besinnend, setzte er hinzu:

— Stille, um Gotteswillen, damit man uns nicht entdeckt. Es wäre mein Tod.

— Ich muß dies Geld untersuchen, sagte der Alterthumsforscher, indem er mehrere Stücke aus dem Kasten nahm und sie gegen das Licht der Laterne hielt.

— Das ist neue Prägung, sagte Philipp.

— Leider, entgegnete der Doktor. Wir haben einen Schatz gefunden, aber die Wissenschaft hat keinen Gewinn davon.

In diesem Augenblick vernahm Philipp Stimmen, die sich dem Orte, wo sie standen, zu nähern schienen.

— Wir müssen diesen Ort sogleich verlassen, flüsterte er. Löschen Sie das Licht aus. Dies Geld gehört nicht uns.

— Wir wollen weiter suchen.

— Nein. Kommen Sie schnell.

— O, mein lieber Herr Philipp, nur einen Augenblick noch.

Die Stimmen kamen immer näher. Philipp ergriff den Arm des Gelehrten und zog ihn mit sich fort. Aber jetzt waren die Stimmen schon so nahe gekommen, daß den beiden Männern nichts übrig blieb, als sich in dem nahen Gebüsch zu verstecken.

Es dauerte nicht lange, so traten zwei Männer auf dieselbe Stelle, wo soeben der Spaten der Schatzgräber auf dem wissenschaftlichen Gebiete gearbeitet hatte.

— Jan, sagte eine gedämpfte Stimme, hier ist die Stelle.

— Ja wohl. Aber hier ist ja der Boden uneben. Wir haben ihn doch erst gestern geglättet.

— Zünde das Licht an. Wir werden ja sehen.

Das Licht ward angezündet und dann sagte dieselbe Stimme:

— Alle Teufel, hier ist Jemand gewesen.

— O weh, sie haben unser Geld gestohlen. Sollten wir deshalb in dem gefährlichen Geschäft gearbeitet haben? Oeffne die Kiste, Jan. Es

ist Alles aufgewühlt. Wir sind unglückliche Menschen.

Der eine der beiden Männer öffnete den Deckel des Kastens und sagte verwundert:

— Alle Teufel, das Geld ist noch da. Das begreife ein Anderer.

— Still, Du Dummkopf. Wir haben sie vertrieben. Aber wir werden sie noch erwischen und wollen ihnen den Garaus dafür machen, daß sie uns den Sparpfennig stehlen wollten, den wir uns bei der verwünschten Falschmünzerei gesammelt haben. Suche, Jan; sie müssen noch hier herum stecken.

Die beiden Männer begannen nun eifrig die nächste Umgebung zu durchsuchen. Plötzlich zog der Eine den kleinen Doktor am Kragen aus dem Gebüsch und rief:

— Hier habe ich den Spitzbuben, Jan.

— Mein Herr, ächzte der Alterthumsforscher, wir wollten Sie nicht bestehlen — wir sind Leute der Wissenschaft und suchten nach Alterthümern. Wir waren soeben im Begriff, uns zu entfernen —

— Ja wohl, Bursche, als Ihr uns hörtet, als wir Euch in Eurem verbrecherischen Unternehmen störten.

— Mein Gott, wir suchten ja nur Alterthümer —

— Was, Alterthümer? Diebe seid Ihr.

Und der herkulische Mann ergriff den kleinen Doktor an der Gurgel, ihn mit einem Griffe fast erwürgend.

In diesem Augenblicke sprang Philipp, den Spaten schwingend, vor.

— Lasset den Mann los, sagte er. Auf der Stelle.

Die beiden Männer ließen von dem fast bewußtlosen Doktor ab und wendeten sich gegen Philipp.

— Ist noch Einer da, sagte der Größte von ihnen. Warte, Bursche, auch an Dich kommt die Reihe.

— Ruhig, rief Philipp, steht. Ihr habt es hier mit einem Manne zu thun, der Kraft gegen Kraft zu setzen vermag. Kommt mir nicht näher. Keinen Schritt weiter, ich sage es zum letzten Mal.

Die beiden Männer standen still, denn die Haltung Philipps imponirte ihnen.

— Ich will Euch Alles erklären, sagte Philipp.

— Was habt Ihr zu sagen? erwiederte der, welcher Jan genannt worden war.

— Wir kamen hierher, weil wir glaubten, Alterthümer hier zu finden, die für Euch keinen Werth haben, und auch für uns nur den, welchen die Wissenschaft darauf legt.

— Und deshalb geht Ihr hier des Nachts umher, wie Diebe?

— Nehmt Eure Zunge in Acht, erwiederte Philipp gereizt. Ich bin kein Dieb und dulde es nicht, daß mich Jemand so nennt.

— Pah, als ob Ihr etwas zu dulden hättet oder nicht. Ihr seid in unserer Gewalt.

— Kein Mann ist in eines Andern Gewalt, wenn er Muth und einen starken Arm hat. Kommt heran, wenn Ihr es wagt.

— Dir stopf' ich den Mund, rief einer der Männer und sprang auf Philipp zu.

Einen Moment schwang Philipp den Spaten in der Luft, dann sauste er nieder. Mit einem Schrei stürzte einer von den Männern zu Boden. Aber in demselben Augenblick hatte der Andere den Jüngling mit herkulischer Kraft umschlungen. Der Spaten entfiel Philipps Hand. Sie rangen stumm mit einander, während sich ihre Muskeln bis zum Zerspringen spannten. Sie bewegten sich fast nicht, und doch wandte Jeder seine ganze Kraft an, den Andern zu Boden zu werfen.

Wer zuerst fiel, das wußten Beide, der war verloren. Keiner wollte zuerst fallen, weil er den Gegner tödten wollte.

Eine Todtenstille herrschte rings umher und man vernahm nur das Stampfen der Kämpfenden. Philipp merkte, wie sich der Arm seines Gegners fester und fester um seinen Leib schlang. Es war ihm, als ob ein eiserner Reifen sich enger und enger um ihn preßte. Er fühlte, wie seine Kraft nachließ. Es ward immer dunkler vor seinen Augen. Ein entsetzlicher Schmerz wühlte in seinen Eingeweiden; einen Augenblick noch, dann war es vorbei.

Der Kampf war entschieden; Philipp lag leblos am Boden. Aus seinem Munde war ein starker Blutstrom geflossen, sonst war er anscheinend unverletzt. Nur beim Fallen hatte er sich den Hinterkopf etwas beschädigt. Aber der Athem war entflohen. Der Falschmünzer stand einen Augenblick und betrachtete schweigend sein Opfer. Eine wilde Freude über den errungenen Sieg leuchtete aus seinen Augen.

— Ein verteufelter Bursche, murmelte er. Er hat mir's sauer gemacht.

Und der Mörder trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Jetzt schallte aus dem nahen Walde der langgezogene Schrei eines Uhu. Es haben ihn schon Tausende gehört, ohne etwas anderes darin zu finden, als was er ist. Aber es lebt etwas in der Brust jedes Menschen, das sich nach geschehener Unthat an jedes Außergewöhnliche anklammert und ein Gespenst daraus macht, und das ist das Gebot des ewigen Gottes: Du sollst nicht tödten!

Als dieser Mann den Eulenschrei vernahm, schrak er zusammen, wie bei der Posaune des Weltgerichts. Seine Augen erweiterten sich schreckhaft. Er starrte sein Opfer entsetzt an und ein tiefes Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Er hatte ja einen Menschen getödtet.

Eine entsetzliche Angst überkam ihn, eine wahnsinnige, schreckliche Angst. Er war noch nicht so verhärtet, um sie nicht ganz zu empfinden. Dann ging er auf seinen etwas davon entfernt am Boden liegenden Spießgesellen zu, und indem er versuchte, ihn aufzurichten, rief er ängstlich:

— Jan, Jan, erwache!

Ein Röcheln war die Antwort. Der Mörder wandte sich ab und rannte davon. Wie von Furien verfolgt, ohne des Weges zu achten, flog

er an der Bergwand empor. Seine Kleider blieben an den Dornen hängen, seine Hände wurden blutig geritzt, aber er achtete es nicht.

— Du bist ein Mörder! rief es in ihm und ihm war, als ob es tausend Teufel außer ihm mit höhnischer, gellender Stimme wieder und immer wieder riefen.

Unterdessen ward es im Amtshofe lebendig. Man hatte den unheimlich gellenden Schrei gehört und es dauerte nicht lange, so blinkten die Lichter und mehrere Männer eilten der Stelle zu, woher der Schrei gekommen war. Die Laterne, welche Jan angezündet hatte, brannte noch und diente den herbeieilenden Leuten zur Richtschnur. An ihrer Spitze befand sich Herr Hugo Nördlinger.

— Halloh, hier liegen zwei! sagte einer von den Leuten.

— Das hier ist Jan Görgen, rief ein Anderer. Der arme Kerl scheint todt zu sein.

— Den hier kenne ich nicht, sagte ein Dritter, auf Philipp deutend.

— Der ist auch todt!

— Alle Teufel, was ist das hier? Eine Grube und ein Kasten mit Geld.

— Wir sind verrathen!

— Ruhig, gebot Nördlinger. Was soll der Lärmen. Wie kommt dies Geld hierher?

Nördlinger sah sich strenge im Kreise um. Die Männer schwiegen.

— Ich will es Euch sagen, fuhr er fort. Dieser Bursche — er deutete auf Jan — hat es in den Werkstätten gestohlen, um es für sich zu behalten und es ohne Euer Wissen zu benutzen.

Ein Gemurmel des Unmuths entstand unter den Männern und sie warfen drohende Blicke auf Jan.

— Diesen Mann hier kenne ich, sagte Nördlinger, auf Philipp deutend. Er ist der Neffe des früheren Besitzers des Amtshofes. Traget ihn auf mein Zimmer. Den Burschen, den Jan, traget hinein und legt ihn ins Bett.

Die Männer hoben die beiden Verwundeten auf und trugen sie in's Haus.

Hugo sagte zu den Uebrigen:

— Einer von Euch reitet nach Welperdingen zum Arzt; ein anderer reitet sofort nach der nächsten Eisenbahnstation und fährt mit dem ersten Zuge nach der Residenz, um einen Brief, den ich ihm geben werde, an seine Adresse zu befördern. Vorwärts, Ihr Leute, nehmt den Geldkasten und tragt ihn hinein.

Unsere Leser werden fragen, wo der Doktor Zacharias Maulbeerbaum war? Wir müssen zu unserer Beschämung gestehen, daß er sich in athemloser Eile mit Hinterlassung seines Hutes aus dem Staube gemacht hatte und sich jetzt auf dem Wege befand, der thalabwärts führte. Der gute Doktor mochte den großen Heldenmuth besitzen, im Interesse der Wissenschaft jene überaus gefährlichen nächtlichen Wanderungen zu unternehmen, aber einem Kampfe, wo es galt, Mann gegen Mann sich zu vertheidigen, war er weder geistig noch körperlich gewachsen.

Sobald er sah, daß die Sache einen so ernsten Charakter annahm, hatte sich seiner eine schreckliche Angst bemächtigt. Er hatte erst im Amtshofe um Hülfe rufen wollen, aber ein unbestimmtes Gefühl von Räuberhöhlen und Mördergruben hielt ihn davon zurück. Er sah im Geiste aus jedem Fenster des Amtshofes neue Mordgesellen hervorlugen und rannte spornstreichs davon. Wohin? Das wußte er selbst nicht. Nur fort, fort, zu Menschen, nach einem Orte, wo es Polizei gab.

Vom Amtshofe bis zum nächsten Städtchen waren es fast zwei Stunden. Der Doktor legte diesen Weg jedoch in einer Stunde zurück. Die

Angst beflügelte seinen Schritt. Auf der Straße traf er einen harmlosen Nachtwächter, dem er diese Schreckenskunde zurief. Der Nachtwächter schüttelte den Kopf und führte den Mann, den er für toll hielt, auf die Wache. In dem Städtchen lag eine Schwadron eines Dragoner-Regiments in Garnison. Der Unteroffizier hörte den Bericht des geängstigten Alterthumsforschers an, während er sich den langen Schnurrbart strich und eine gewaltige Dienstmiene annahm.

— Die Sache ist wichtig genug, um sie dem Herrn Rittmeister zu melden, entschied er dann, und schickte eine Ordonnanz mit der schriftlichen Meldung ab.

Es schlug drei Uhr auf der Hauptkirche des Städtchens, als der kommandirende Offizier in Begleitung des Polizei-Commissarius auf der Wache erschien. Er ließ sich von dem kleinen Doktor die ganze Geschichte noch einmal erzählen und sagte dann:

— Ich fürchte, den armen Kerl, Ihren Begleiter, werden die beiden Burschen schon umgebracht haben.

— O, mein Gott, ja! Eilen wir! Um Gotteswillen, Herr Rittmeister, rasch! Ich mache Sie verantwortlich —

— Ach was, kleiner Mann, ich habe mehr zu thun. Ich werde Ihnen einige Mann mitgeben. Aber wer sind Sie denn, Sie kleiner Mensch, daß Sie Ihren Kameraden in Stich gelassen haben, um hier unsern Schlaf zu stören. Hätten Sie sich gewehrt, so hättet Ihr Beide die Burschen wahrscheinlich allein bewältigt.

— Ich wiederhole Ihnen, Herr Rittmeister, daß ich Sie für eilige Unterstützung verantwortlich mache.

— Alle Teufel, mit welchem Recht?

— Ich bin der Erzieher des durchlauchtigsten Prinzen Luitpold und noch jetzt sein Freund — ich bin der Doktor der Philosophie und der Rechtskunde, Zacharias Maulbeerbaum, sagte der Alterthumsforscher mit Würde.

Die Erwähnung des Prinzen schien zu wirken. Der Rittmeister verbeugte sich leicht und sagte höflich:

— Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen. Wir werden uns beeilen, Ihren Wünschen nachzukommen.

Dann wandte er sich zu dem Unteroffizier und sagte:

— Sie werden sogleich alarmiren lassen. Die Schwadron soll aufsitzen. Sechszig Mann

sollen hinaus, um das Nest auszuheben. Falschmünzer sagten Sie, Herr Doktor?

— Ja wohl, Falschmünzer und Mörder. O, der arme Herr Philipp.

— Alle Teufel, Herr Doktor, warum machen Sie so gefährliche nächtliche Excursionen?

— Im Interesse der Wissenschaft, Herr Rittmeister. Ich bedaure nur den armen jungen Mann, der mir zur Liebe mitgegangen ist und nun vielleicht sein jugendliches Leben dabei eingebüßt hat.

Und der kleine Doktor lief im Zimmer auf und ab, während ihm dicke Schweißtropfen von der Stirn rannen.

— Ich bedaure ihn auch, sagte der Rittmeister trocken.

Gleich darauf ertönte das Lärmsignal und die erschreckten Bürger stürzten an die Fenster, um sich nach der Ursache des nächtlichen Lärms zu erkundigen. Sie sahen eine starke Abtheilung Reiter durch das Thal hinaufreiten, an deren Spitze sich der Rittmeister und der Polizei-Commissarius befanden, die einen kleinen Mann von sonderbarem Aussehen in ihre Mitte genommen hatten.

Unterdessen hatte man auf dem Amtshofe

Alles versucht, um Philipp in's Leben zurückzurufen. Nördlinger saß selbst an seinem Lager und ließ kein Mittel unversucht. Aber entweder hatte sich eine schwere Ohnmacht über ihn gelegt, oder der Tod. Die Stunden verrannen. Der Reiter, der einen Brief von Nördlinger besorgen sollte, war soeben weggeritten, als Hugo zu bemerken glaubte, daß ein Schauer über Philipps Körper rieselte. Bald darauf stöhnte der junge Mann tief und öffnete dann die Augen, indem er mit dem Ausdrucke des heftigsten Schmerzes die Hand auf seine Brust legte.

— Gott sei Dank, daß Sie erwachen! rief Nördlinger. Das war eine böse Affaire.

Philipp ließ seine Blicke durch das Zimmer gleiten. Dann sagte er mit schwacher Stimme:

— Wie komme ich hierher? Das ist Elisabeths Zimmer.

Hugo lächelte schmerzlich.

— Nein, nicht Elisabeths, sagte er leise, sondern eines Andern, der viel weniger werth ist, es zu bewohnen.

Philipp heftete einen forschenden Blick auf den Sprecher.

— Ah, Sie sind es, Herr Nördlinger, sagte er dann. Der neue Besitzer des Amtshofes.

— Ja, der neue Besitzer des Amtshofes, mein Herr, für Sie wahrscheinlich ein Gegenstand des Abscheus.

— Nein, Herr Nördlinger, ich verabscheue Sie nicht, ich hasse Sie nicht — ich — bedaure Sie nur.

Hugo stand heftig auf.

— Mein Herr, sagte er, ich habe auf Ihr Mitleid noch keinen Anspruch gemacht und bedarf dessen nicht.

— O nein, Sie bedürfen dessen nicht, Sie haben ja Alles, was das Leben bietet: Geld und Gut — nur eins nicht.

— Und das wäre?

— Ein gutes Gewissen, Herr Nördlinger, und die Ehre des Mannes.

— Was? rief Hugo, indem die Röthe des Zornes auf seine Stirn trat, Sie höhnen mich in meinem eigenen Hause?

Aber plötzlich innehaltend, fuhr er etwas ruhiger fort:

— Ich vergesse, daß Sie mein Gast sind. Ein andermal werde ich Rechenschaft von Ihnen fordern. Jetzt will ich nur daran denken, daß ich Sie verwundet, dem Tode nahe, draußen gefunden habe.

— Warum ließen Sie mich nicht liegen?

— Weil ich ein Mensch bin. Warum hassen Sie mich, Philipp? Sind wir nicht zusammen aufgewachsen, wie Brüder? Wenn ich nun einen andern Weg gegangen bin, als Sie, so ziemt es Ihnen nicht, zu richten und einen Stein auf den Bruder zu werfen, weil er menschlich fehlte.

— Ich wiederhole es Ihnen, Hugo, ich hasse Sie nicht. Ich hasse nur den Schurken, der meinem Onkel sein Gut stahl, um es Ihnen zu geben. Ich bemitleide Sie, weil Sie das Werkzeug dieses Schurken sind und weil Ihr Weg Sie früher oder später zur Schande führen wird.

Hugo wurde sehr bleich bei diesen Worten. Er trat dicht an Philipps Lager hin und sagte mit leiser Stimme:

— Wissen Sie so genau, daß ich sein Werkzeug bin? Ich sage Ihnen, der Tag wird kommen, an welchem Sie mich wieder werden achten lernen, an welchem Sie auf mein Grab keinen Stein werfen, sondern Blumen streuen werden — und dieser Tag ist nicht mehr fern. Ich weiß, daß Sie das thun werden, wenn Ihr Auge auch jetzt nichts weiter sieht, als meine Schuld. Denn Ihr Sinn ist männlich stark und gerecht und kann eine männliche That begreifen.

In diesem Augenblicke hörte man unten den Galopp eines Pferdes und gleich darauf kamen hastige Schritte die Treppe herauf. Ein Mann trat mit verstörtem Gesicht ein und rief:

— Retten Sie sich! Eine starke Abtheilung Dragoner zieht das Thal herauf! Wir sind verrathen!

Hugo wandte sich zu Philipp.

— Ich sehe den Hohn in Ihrem Gesichte, sagte er, daß ich nöthig habe, mich vor der Obrigkeit zu verbergen. Ja, mein Herr, ich bin in diesem Augenblick ein Verbrecher gegen die Gesetze dieses Landes. Ich entfliehe, weil ich wirken muß und werde, und weil die Zeit da ist, zu wirken. Aber denken Sie an das, was ich Ihnen vorhin gesagt habe.

Hugo Nördlinger verließ nach diesen Worten das Zimmer.

Philipp hörte jetzt ein dröhnendes Geräusch, wie das Stampfen vieler Pferde. Dann hörte er unten im Hause ein Durcheinanderlaufen, ein Rufen und Schreien.

Das Geräusch kam immer näher. Eine laute Stimme rief:

— Haut nieder, wer das Haus verläßt. Die Karabiner in Ordnung.

Dann fielen einzelne Schüsse und ein unendliches Durcheinander schien unten zu wogen. Hierauf stürmten rasche Tritte durch das Haus. Sporen und Waffen klirrten. Die Thür des Zimmers, in welchem Philipp lag, ward aufgerissen und der kleine Doktor stürmte an der Spitze einiger Dragoner herein.

— Hier ist er, jubelte der kleine Mann und stürzte an Philipps Bett. Er lebt! Gott sei gepriesen!

Und er umarmte mit Freudenthränen in den Augen seinen wiedergefundenen Gefährten.

Glücklicherweise befand sich der Chirurgus der Schwadron bei der nächtlichen Expedition. Er trat an das Lager und untersuchte Philipp. Ein Blutgefäß in der Brust war zersprungen. Es stellte sich bald ein Erbrechen bei Philipp ein, das viel geronnenes Blut herausbrachte.

— Lassen Sie ihn ganz ruhig liegen, sagte der Chirurgus. Die Sache ist nicht gefährlich. Seine kräftige Natur wird es bald überwinden.

— Gott sei gepriesen, sagte der Alterthumsforscher und faltete die Hände.

Jetzt trat der Polizei-Commissarius herein und sagte, sich zu Philipp wendend:

— Das für Sie so unglückliche Abenteuer

hat bedeutsame Folgen gehabt. Wir haben in Folge dessen hier die Werkstätte einer Falschmünzerbande aufgefunden, deren gefährliche Wirksamkeit wir schon lange kannten, deren Mitglieder sich uns aber stets zu entziehen wußten. Sind auch für den Augenblick nur zwei verhaftet und einer getödtet, so giebt uns doch dieser Tag die Mittel an die Hand, die übrigen Mitglieder aufzufinden und ihrem verbrecherischen Wirken ein Ziel zu setzen.

10.

Der Vorabend großer Ereignisse.

Am folgenden Tage befanden sich in der Wohnung des Majors von Winnenberg bei dem Hausherrn zwei Männer, von denen einer uns schon bekannt ist. Wir haben den jugendlich schönen Kavalier an jenem Abend kennen gelernt, als der Graf Ludwig Scagliari auf jener herrlichen Insel in dem südlich gelegenen Meere die ganze Wonne eines frohen Familienlebens genoß, und wo der Gedanke an die Zukunft, zu der ihn ein unerbittliches Schicksal un-

aufhaltsam trieb, wie ein Tropfen Wermuth in das süße Glück der Gegenwart fiel.

Es ist der Freiherr von Platten, der Vertraute des Majors. Der Andere, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, hatte das Aussehen eines schlauen, berechnenden Staatsmannes. Sein etwas scharf geschnittenes Profil zeugte von ungewöhnlichem Verstand und hervorragender geistiger Kraft. Sein fest geschlossener Mund und das Zwinkern der grauen Augen verliehen dem Gesicht etwas Verschmitztheit. Dies war der Hofmarschall von Weinfried, der Gesandte eines benachbarten Hofes.

Die beiden Herren waren soeben eingetreten. Der Major begrüßte sie zuvorkommend.

— Seien Sie mir bestens gegrüßt, mein lieber Weinfried, und Sie, theurer Platten. Wir haben keine Geheimnisse vor einander, Herr Hofmarschall, und können deshalb ungehindert von unsern Geschäften reden. Sie bringen definitive Nachricht von Ihrem Souverain.

— In gewissem Sinne, ja, Hoheit, entgegnete der Hofmarschall mit einer Verbeugung.

— Lassen Sie den Titel, lieber Weinfried. Hoffentlich wird bald die Zeit kommen, wo ich ihn von Gottes- und Rechtswegen führen kann

vor der ganzen Welt. Meine Freunde werden dann noch Zeit haben, Ihre Ergebenheit auch in diesen äußerlichen Dingen an den Tag zu legen. Nehmen Sie Platz, meine Herren. Wir können das in aller Gemüthlichkeit abmachen. Sie sagen, in gewisser Hinsicht, mein lieber Weinfried. Darüber sind Sie mir eine Erklärung schuldig.

— Ich bedaure, Herr Major, nicht ganz günstige Worte überbringen zu müssen.

Des Majors Blick verfinsterte sich.

— Mein Vetter wird doch seinen Entschluß nicht geändert haben? sagte er.

— Nein, gewiß nicht. Mein Souverain ist nach wie vor von der Legitimität Ihrer Ansprüche durchdrungen und bereit, zur Realisirung derselben Ihnen seine Hülfe zu spenden. Aber es sind noch einige Nebenpunkte —

— Ich bin begierig, Herr von Weinfried.

— Zunächst wünscht mein Souverain, daß die Schilderhebung nicht jetzt stattfinden möge. Es gehen gegenwärtig Prinzipien durch Europa, die keine Dynastie anerkennen kann. Ein legitimes Herrscherhaus darf nicht in Folge einer communistischen Bewegung seinen Thron aufbauen; das hieße, dem Thron von vorn herein die Lebensfähigkeit nehmen.

— Nun, was haben diese allgemeinen Wahrheiten auf dem socialen Gebiete mit unsrer Frage zu thun?

— Herr Major, man befürchtet an unserm Hofe, die Bewegung, an deren Spitze Sie zu treten beabsichtigen, sei der genannten Art.

— Welche Gründe hat man zu dieser Annahme?

— Man beurtheilt die Sache nach den Persönlichkeiten, denen Sie Ihr Vertrauen geschenkt haben. Ich nenne vor Allen Herrn Wohlbrecht. Man hat eine sehr schlechte Meinung von diesem Mann.

— Wohlbrecht ist ein kluger Kopf und mir sehr ergeben.

— Beides läßt sich für den Augenblick nicht bezweifeln. Welche Garantie aber haben Sie für die Zukunft? Wohlbrecht ist ehrgeizig und gewissenlos. Er scheint zugleich versteckt genug zu sein, um seine wahren Pläne vor Ihnen geheim zu halten. Man hat diesen Mann genau beobachten lassen und gefunden, daß auf seine Treue im entscheidenden Momente durchaus nicht zu bauen ist.

— Lassen Sie mich die Macht in der Hand haben und, bei Gott, ich stehe Ihnen dafür,

daß dieser Mensch keinen Schritt weiter geht, als ich es wünsche.

— Ich gebe Ew. Hoheit zu bedenken, wie groß der Einfluß dieses Mannes ist. Er beherrscht die Massen. Was wollen Sie gegen die große Masse des Volkes ausrichten, wenn es in blinder Wuth jede Schranke niederreißt?

— Das wird dies Volk nicht thun. Meine Regierung wird sich auf Milde und Liberalität stützen.

— Verzeihen Ew. Hoheit, wenn ich bei meinem Auftrage bleibe.

— Gut, Herr Hofmarschall, und wie lautet derselbe?

— Ich hatte die Ehre, Ew. Hoheit zwei Punkte anzudeuten. Der erste ist: keine Gemeinschaft mit der Pöbelherrschaft, der zweite: Fallenlassen des Herrn Wohlbrecht und seines Anhanges.

— Sind Sie fertig?

— Verzeihen Ew. Hoheit, noch nicht ganz. Mein Souverain wünscht eine größere Betheiligung des Adels bei der Sache, denn der Adel bleibt immer die legitime Stütze des neuen Regiments.

— Wohl, Herr von Weinfried. Wie würde

demnach die Sache einzurichten sein? Ich erbitte mir Ihren Rath, als den eines erprobten und erfahrenen Staatsmannes.

— Ew. Hoheit sind zu gütig. Ich habe ein Verzeichniß derjenigen Adelsgeschlechter mitgebracht, die mit Ihrer Dynastie früher in Verbindung standen. Man müßte allmälig und mit Vorsicht einige davon zu gewinnen suchen, und so eine starke Conföderation von Edelleuten in's Leben rufen, die wohl geeignet wäre, einem Umschwung der Dinge einen legitimen Halt zu geben. Dies wäre vorläufig das Wichtigste, nachdem jener Wohlbrecht entlassen. Der richtige Zeitpunkt würde dann schon gefunden werden, an welchem ein Gelingen Ihres Planes mit Sicherheit erwartet werden dürfte.

— Sagen Sie es mit einfachen Worten, Weinfried, Ihr Hof giebt mich auf.

— Hoheit!

— Warum eine angenehme Hülle um den bittern Kern?

— Hoheit mißkennen gewiß die Intentionen meines Souverains.

Der Major erhob sich und ging heftig im Zimmer auf und ab. Der Hofmarschall fuhr fort, indem er ihn ruhig fixirte:

— Mein durchlauchtigster Herr hätte vielleicht Grund, über mangelndes Vertrauen zu klagen, da ihm von hier aus gewisse Verhältnisse verheimlicht worden sind, die nicht unwesentlich auf seine Entschlüsse einwirken konnten.

Der Major blieb stehen und sagte rasch:

— Was meinen Sie damit?

— Man hat zufälligerweise erfahren, daß Sie zu einem Mittel, über bedeutende Summen zu verfügen, Ihre Zuflucht genommen haben, das leicht einer Mißdeutung ausgesetzt sein kann. Mein Souverain bedauert, daß dies geschehen ist. Man hätte auf einem anderen Wege Rath schaffen können.

Der Major lachte bitter.

— Man hätte können — man würde — man könnte — das sind die Phrasen, mit denen mich Ihr Hof seit einiger Zeit abspeist. Genug, Herr von Weinfried. Die Situation ist mir jetzt klar. Man zieht sich zurück, man giebt mich auf. Ein unglücklicher Fürst hat keine Freunde, wenigstens nicht unter den Verwandten und Nahestehenden. Aber die Schuld ist mein, ich hätte das wissen sollen.

— Hoheit werden bitter.

— O nein, ich werde nicht bitter, wenigstens

nicht bitterer, als Sie es waren. Lassen wir für heute diese Angelegenheit. Keine Antwort, Herr Hofmarschall, wir sprechen morgen darüber. Ueber Nacht bedenkt man Manches. Vielleicht vollende ich mein Werk ohne die so gütig, so unbeschränkt angebotene Hülfe meines durchlauchtigsten Vetters. Sie sind meine Gäste, meine Herren. Was meine bürgerliche Küche bieten kann, muß Ihnen freilich genügen. Bedenken Sie, daß Sie mit einem verbannten Prinzen speisen.

— Hoheit, wir erkennen diese Ehre.

Man setzte sich zu Tisch. Der Major war heiter und liebenswürdig. Man sprach über gleichgültige Dinge und dinirte vortrefflich. Der Hofmarschall empfahl sich bald.

Als er gegangen war, ergriff der Major Plattens Arm, und ihn zu sich auf's Sopha ziehend, sagte er freundlich:

— Sie bringen Nachrichten von Ludwig?

— Ja wohl, Hoheit. In diesem Augenblick sticht das Schiff vielleicht in die hohe See, das Ihre erlauchten Verwandten zu Ihnen zu führen bestimmt ist.

— Wie lange Zeit werden sie zur Ueberfahrt gebrauchen?

— Etwa zehn Tage bei günstigem Winde, und doppelt so viel bei ungünstigem Winde.

— Ich freue mich, Stephanie und die Andern wiederzusehen. Es wird mir eine Erquickung sein auf langem, dürren Wege.

— Hoheit, darf ich ein Wort wagen?

— Reden Sie, mein lieber Platten. Wer hätte mehr als Sie das Recht dazu?

Der junge Kavalier verbeugte sich leicht und sagte dann:

— Hoheit, ich brauche Sie nicht zu versichern, wie ich mit ganzer Seele der Ihrige bin. Sie wissen das und ich gedenke es Ihnen in der Stunde der Entscheidung noch mehr zu beweisen. Darf ich meine Bitte der Weinfrieds beifügen? Lassen Sie diesen Wohlbrecht, Hoheit. Er ist Ihr böser Stern. Sein Streben bleibt dabei nicht stehen, Ihnen zu dienen; er will mehr, er will herrschen. Mir ist es, wenn ich diesen Mann sehe, als riefen tausend Stimmen in mir: „Er ist falsch, er ist nicht das, was er scheint.“ Dieser Mann steht mit dem Auswurfe des Pöbels in Verbindung. Er achtet nichts, keine Schranke, kein Gesetz der Sittlichkeit. Wird er Ew. Hoheit Recht achten? Und wenn er nun plötzlich an der Spitze der Hefe

dieses Volkes die Larve abrisse? O, mir ist immer, als ob dieser Moment am Ende Ihres Weges liege. Dann wäre mit einem Schlage Alles vernichtet, woran Sie Jahre lang gebaut haben.

Der Major war bei diesen Worten hastig aufgesprungen. Er sagte nichts, als:

— Auch Sie, Platten?

und ging mehrmals heftig auf und nieder. Dann aber blieb er vor dem jungen Kavalier stehen, und ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte er sehr ernst:

— Ich weiß, wie gut Sie es meinen, Platten. Ich könnte Ihnen sonst zürnen wegen Ihrer Worte. Ja, ich will es gestehen, auch mir ist bisweilen der Gedanke gekommen, Wohlbrecht könne falsch sein. Aber ich will auch nicht verhehlen, daß ich entweder mit diesem Manne gehen muß oder von meinem Ziele abstehen. Ich weiß, daß sein Einfluß gewaltig ist. Aber ich weiß auch, daß Einer von uns Beiden nur herrschen kann, und ich werde es sein oder untergehen. Ihnen aber, Platten, will ich es noch jetzt freistellen, ob Sie mit mir gehen wollen oder nicht. Ich zwinge Niemand. Sie haben volle Freiheit, zu handeln.

— Hoheit, Sie können zweifeln? Für mich giebt es nur einen Weg — und das ist der, den Sie gehen.

— Ich danke Ihnen, Platten, das thut so wohl. Ich wußte das. Es hätte mich geschmerzt, wenn Sie mich verlassen hätten. Ich hätte einen treuen Freund verloren und eine tapfere Klinge.

— Hoheit beehren mich mit einem Ehrentitel, den ich erst verdienen muß. Ich werde ihn verdienen an dem Tage, wo die Entscheidung stattfindet.

— Kein Ehrentitel in diesem Sinne ist es, lieber Freund. Ich weiß, daß Sie es sind. Ein armer Fürst in meiner Lage hat keine Wahl zwischen den Wegen, die er gehen kann. Einer wird ihm angewiesen durch den Gang der Ereignisse und ihm muß er folgen und siegen oder untergehen. Glücklich der, welcher einen Begleiter findet, wie ich.

Der Major ergriff die Hand des jungen Kavaliers und drückte sie schweigend.

Am Abende desselben Tages klopfte es gegen zehn Uhr an die Thür des Majors. Er öffnete selbst und sah zu seiner Verwunderung Wohlbrecht, in seinen langen Mantel gehüllt, das Gesicht fast ganz verdeckt, vor sich stehen.

— Sie sind maskirt, sagte der Major.

— Ich habe es nöthig, entgegnete der Advokat. Es giebt Leute genug hier in der Residenz, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, mich zu fangen, wie einen Hasen. Sind Sie allein?

— Ganz allein. So warten Sie nur ein wenig. Warum sehen Sie sich so scheu um?

— Ich möchte nicht mein Werk verlieren, da ich fast am Ziele bin.

— So klären Sie mich doch auf.

— Ich steh' zu Ew. Hoheit Befehl, sobald ich mich dieser überflüssigen Kleidungsstücke entledigt habe. Erlauben Sie, daß ich die Thür abschließe. So. Ich bin sehr vorsichtig geworden.

— Ich bin erstaunt.

— Ich noch fast ebenso wie Sie. Sie wissen, daß wir unsere Werkstätten aus der Residenz hinweg nach einem Gute verlegt hatten. Ein merkwürdiger Zufall hatte diese Niederlage unseres Geld-Geschäftes der Behörde verrathen.

Zwei von den Arbeitern nämlich hatten eine Summe für eigene Rechnung bei Seite geschafft. In einer Nacht, als die beiden Bursche nach dem Orte hin wollen, wo das Geld vergraben war, finden sie zwei Männer, die anscheinend im Begriff standen, das Geld zu stehlen. Es entsteht ein Kampf; einer der beiden Betroffenen entflieht, der andere wird niedergeschlagen, nachdem er einen der Unsern durch einen Hieb betäubt hatte. Der Entflohene macht Lärm im nächsten Städtchen; eine dort garnisonirende Abtheilung Reiterei umzingelt den Amtshof, schießt Einen todt und nimmt Zwei gefangen. Die Andern entkommen. Aber alle Werkzeuge und Vorräthe sind in den Händen der Polizei.

— Alle Teufel! Das ist eine schöne Affaire.

— Wohl ist sie schlimm. Verflucht seien die Schufte, die ihre Kameraden bestehlen wollten. Aber das ist noch lange nicht Alles. Die beiden Gefangenen nennen im ersten Verhöre meinen Namen. Der Polizei-Präsident empfängt Meldung. Man stürmt auf ihn ein, mich verhaften zu verlassen. Man erinnert daran, wie schon der Lieutenant Ringthal mich für verdächtig gehalten hätte. Man feiert den Triumph, Seiner Excellenz unter die Nase reiben zu können,

er sei dupirt. Er fällt aus einer Rathlosigkeit in die andere und unterzeichnet endlich einen Verhaftsbefehl gegen mich.

— Und Sie sind noch frei? Sie fliehen nicht?

— Weshalb fliehen? Morgen befehlen wir in dieser Stadt und kein Verhaftsbefehl einer gestürzten Regierung hat mehr Kraft.

— Was, morgen? Sie scheinen sehr eigenmächtig zu bestimmen.

— Nein, Hoheit, es ist das nur ein Vorschlag. Aber wichtige Gründe sprechen dafür.

— Ich dächte, daß ich es bin, der diese Gründe zu erwägen hat.

— Ohne Zweifel, Ew. Hoheit. Ich bin auch blos gekommen, um Ihnen darüber Vortrag zu halten.

— Reden Sie.

— Hoheit begreifen, daß in diesem Augenblick Alles auf der Waage steht. Die Werkstätten sind aufgedeckt, Alles mit Beschlag belegt, dem Verrath unter unsern eigenen Leuten Thür und Thor geöffnet.

— Das ist wahr.

— Wir dürfen das nicht aufkommen lassen. Das ist wie eine Seuche, wenn es erst begon-

nen hat, um sich zu fressen. Das Gebäude unserer Pläne ist so künstlich errichtet, daß an den Fundamenten nicht viel gerüttelt werden darf.

— Ich sehe das ein.

— Von meiner eigenen Person will ich nicht reden. Ich müßte natürlich entweder mich einstecken und mir den Prozeß machen lassen, oder, da ich dies nicht liebe, vom Schauplatze abtreten. Beides werde ich nicht thun. Aber das ist, wie gesagt, gleichgültig, denn ich bin leicht ersetzt. Aber ich bitte Ew. Hoheit, die andern Punkte zu bemessen und mir dann Bescheid zu geben.

Der Major antwortete nicht sogleich auf diese Worte Wohlbrechts. Er schaute nachdenklich vor sich hin. Nach einer Weile sagte er:

— Ich hatte heute eine Konferenz mit dem ***schen Bevollmächtigten.

— Ich weiß es, Hoheit, ich sah ihn nebst dem Baron Platten hierhergehen. Das Gesicht des Hofmarschalls schien nicht viel gute Neuigkeiten zu enthalten.

— Sie haben richtig gesehen. Es sollen mir Bedingungen vorgeschrieben werden.

— Die Sie nicht annehmen dürfen, Hoheit?

— Sie rathen sehr eifrig dazu. Warum?

— Hoheit, die Politik des ***schen Hofes

ist immer zögernd, vorsichtig, ausweichend gewesen. Man hat darüber manche günstige Gelegenheit zu thatkräftigem Handeln versäumt.

— Ist das Ihr einziger Grund?

— Nein, Hoheit. Ich wünschte Ihren Thron auf die Erhebung des Volkes zu bauen, nicht auf die Hülfe einer verwandten Dynastie. Das Volk wird Sie erheben und tragen; es wird Sie schützen gegen Ihre Gegner, nicht aus politischen, staatsweisen Rücksichten, sondern um sich einen Herrscher zu erhalten, der das Recht ehrt und das Gesetz milde, aber bestimmt handhabt. Das Volk wird also aus Liebe zu Ihnen stehen. Die Fürsten aber werden Sie halten und fallen lassen nach abstracten Staatsgrundsätzen, je nachdem das Gleichgewicht Europa's nach der einen oder andern Seite schwankt.

— Und wenn nun der befreundete Hof seine Hülfe an gewisse Bedingungen knüpfte und sie nur im Falle der Erfüllung verwirklichte?

— So würden Sie auf diese Hülfe verzichten, im Falle Sie nicht Willens wären, jene Bedingungen zu erfüllen.

— Ich werde Ihnen diese Bedingungen nennen: Die erste lautet: Keine Erhebung, gestützt auf communistische Prinzipien.

— Darf ich fragen, auf welche sonst?

— Das scheint mir einfach, auf legitim aristokratische.

Wohlbrecht lächelte ganz fein.

— Wollen Ew. Hoheit mir die folgende mittheilen? sagte er.

— Aufhören unseres Geld-Geschäftes und Abwarten eines geeigneten Zeitpunktes, der mir von jenem Hofe mitgetheilt werden soll.

— Mit dieser Bedingung bin ich einverstanden, was den ersten Satz anbelangt. Unser Geld-Geschäft hört jetzt von selbst auf. Was den zweiten Punkt anbelangt — Hoheit, ich bitte um die dritte Bedingung.

— Die dritte und letzte Bedingung, sagte der Major, indem er Wohlbrecht scharf fixirte, ist die Entfernung einer Persönlichkeit aus meiner Umgebung, der ich mein Vertrauen geschenkt habe und die, wie man meint, eigensüchtige Bestrebungen unter dem Deckmantel der Ergebenheit verbirgt — Ihre Entfernung, Wohlbrecht.

Der Advokat hielt den scharfen Blick des Sprechers vollkommen ruhig aus. Kein Zucken in seinem weitgeöffneten, festen Auge verrieth, daß etwas in ihm vorging. Ein Lächeln spielte um seinen Mund.

— Diese Herren meinen es gut mit Ew. Hoheit, sagte er dann vollkommen ruhig. Man gewährt Ihnen Hülfe — auf dem Papier — in Worten — man macht Sie aber dafür zum Sklaven. Man schreibt Ihnen Zeit und Stunde vor, wo Sie handeln sollen, und giebt Ihnen Winke, wer Ihres Vertrauens werth ist und wer nicht. Das ist die Freundschaft des Bären, der den, den er liebt, tödtet, wenn er es wagt, von ihm sich fünf Schritte zu entfernen. Was hat dieser Hof für Sie gethan? Nichts, als Ihnen leere Versprechen und leere Redensarten gegeben. Nennen Sie mir etwas Anderes. Mit erhabener Gönnermiene hält man Sie zum Narren.

— Sie gebrauchen starke Ausdrücke, Wohlbrecht.

— Verzeihen, Hoheit. Mich kann eine Regung des Zornes übermannen, wenn ich sehe, wie man Ihr gutes Recht mit Füßen tritt.

— Und doch ist mir an der Freundschaft dieses Hofes sehr viel gelegen.

— Ew. Hoheit haben freie Wahl, diesen oder jenen Weg. Es bedarf eines Wortes und ich vergesse, daß ich jemals Ew. Hoheit Vertrauen besessen habe. Kein Wort von dem, was

zwischen uns vorgefallen ist, soll jemals über meine Lippen kommen. Ich kann schweigen, Sire. Sprechen Sie dies Wort und ich kenne Sie nur noch als den Major von Winnenberg.

— Sie werden empfindlich.

— Gewiß nicht. Ich möchte nur klar sehen. Mein Weg ist mir bestimmt vorgeschrieben. Aber ich muß wissen, ob ich ferner Ew. Hoheit vertrauter Diener bin oder nicht. Ich muß wissen, ob das Volk zu Ihren Gunsten aufstehen wird oder nur um seiner selbst willen.

— Sie sprechen davon, als sei die Erhebung vor der Thür.

— Der morgende Tag wird Antwort geben.

— Alle Teufel, Wohlbrecht, Sie hintergehen mich.

— Ei, ei, Hoheit, auch Sie schließen sich dem ***schen Hofe an? Ich hintergehe Ew. Hoheit nicht. Ich bin nur zu offen und ehrlich gewesen. Aber wenn Sie es glauben, so entlassen Sie mich — entfernen Sie doch den nach der Meinung gewisser Leute so gefährlichen Rathgeber, der Ihnen in einer Nacht einen Thron geben will. Entfernen Sie ihn, Sire, und warten Sie ab, in welcher Weise jener befreundete Hof Ihren Ansprüchen gerecht werden wird

— auf dem legitimen Wege. Bei Gott, diese Zeit braucht Kraft — nicht zögernde, unentschlossene Vorsicht — man muß im Fluge das erhaschen, was man überhaupt erreichen will. Das Jahrhundert fährt nicht mehr mit dem behäbigen, langsamen, sicheren Achsenwagen der Vergangenheit, sondern mit dem oft todbringenden, schnaubenden, gewaltigen Dampfrosse!

— Was wollen Sie thun, Wohlbrecht?

— Was ich thun werde, hängt von Ew. Hoheit Entschluß ab. Ich schwöre es Ihnen, daß ich morgen die Fackel des Aufruhres in dieses Land schleudere; morgen um diese Zeit flattert die Tricolore auf den Zinnen dieser Stadt. Ob sie sich vor Ew. Hoheit neigen wird als ihrem Herrn, das hängt von Ew. Hoheit Entschluß ab.

Wohlbrecht sprach diese Worte mit überaus kühler Stimme. Der Major war ein paarmal auf- und abgegangen. Jetzt blieb er vor dem Advokaten stehen und sagte:

— Ich war einen Augenblick unschlüssig, wie natürlich bei so hochwichtiger Sache. Aber ich sehe, daß hier kein Zurück möglich ist. Vorwärts dann. Ich müßte niemals die Größe meiner Aufgabe erkannt haben, wollte ich hier zögern.

Aber Sie müssen mir eine Frage beantworten: Wenn das Volk sich erhoben hat, wird dann der Mann, dem ich alle Macht für den Augenblick überlassen muß, mir sie ohne Widerrede zu Füßen legen?

— Er wird es, Hoheit. Ich weiß, was im Hintergrunde Ihrer Seele liegt; ein häßlicher, argwöhnischer Gedanke. Aber ich sage Ihnen: Ich werde vor das Volk treten und alle Macht zu Ihren Füßen niederlegen. So wahr mir Gott helfe! Genügt Ew. Hoheit dieser Schwur?

— Vollkommen. Ich wußte es, daß Sie treu waren. So sei es denn gewagt. Ich gestehe, ich zittere diesem Augenblick entgegen. Haben Sie Alles vorbereitet.

— Alles. Die Arbeiter lauern blos auf das Signal, um diese Stadt von allen Seiten einzuschließen. Nördlinger die Altstadt, Wagner die Schiffervorstadt, Felix Amin und die Andern die innere Stadt. Das Militär ist ganz für Ew. Hoheit. Man hat Reminiscenzen wach gerufen und alte Klänge gerührt. Der Soldat schwärmt für die Nachkommen dessen, unter dem er Lorbeeren gesammelt hat. Halten Sie sich ruhig in Ihrer Wohnung. Man wird Sie benachrichtigen, wenn es Zeit ist.

Der Major ergriff Wohlbrechts Hand und sie fest drückend, sagte er:

— Ich habe mich in einem Augenblick über Sie irre leiten lassen. Verzeihen Sie mir. Ich habe mich überzeugt, daß Sie es redlich meinen.

— Hoheit, ich habe die Beruhigung, daß auf meinem Gewissen kein Makel lastet.

— Auf morgen denn, Wohlbrecht. Der Würfel möge fallen. Wir können nicht mehr zurück.

— Aber vorwärts. Hoheit, auf morgen!

Wohlbrecht verließ geräuschlos das Haus des Majors, nachdem er den Mantel wieder dicht um sich gezogen hatte, so daß sein Gesicht fast ganz verdeckt war. Er beeilte sich, die hell erleuchteten Straßen zu verlassen und bog bald in dunkle Gassen ein, die ihn ungesehen bis zum Stadtthor gelangen ließen. Er wendete sich nach der Gegend, die zwischen der Schiffervorstadt und der Stelle lag, an welcher das alte verfallene Gebäude stand, in dem die oben beschriebenen Scenen gespielt hatten. Er gelangte bald in eine sehr einsame Gegend und klopfte am letzten Hause. Ein Fenster ward geöffnet und Frau von Flemming warf einen Blick herab.

— Wer ist da? fragte sie.

— Mein Gott, ich, der Hausherr. Oeffnen Sie rasch.

— Herr Wohlbrecht?

Der Advokat murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und sagte dann barsch:

— Oeffnen Sie.

Leise setzte er hinzu:

— Das Weib wird mich verrathen. Sie nennt unbesorgt meinen Namen. Sie weiß freilich nicht —

Die Thür ward geöffnet und Wohlbrecht verschwand im Hause. Dann ward die Thür wieder geschlossen. Der Advokat ging schweigend auf ein Zimmer des zweiten Stockes. Frau von Flemming folgte.

— Ich werde diese Nacht hier schlafen, sagte Wohlbrecht.

— In diesem Zimmer? Hier fehlt ja ein Bett?

— Nicht in diesem Zimmer. Haben Sie einen ganz versteckten Raum?

— Mein Gott, was soll das?

— Ruhig. Antworten Sie mir. Bei Ihrem Leben, nennen Sie meinen Namen nicht. Es könnte von unangenehmen Folgen sein. Wo können Sie mich unterbringen?

In diesem Augenblicke ward heftig an die Thür gepocht.

— Sehen Sie, wer da ist, sagte Wohlbrecht ruhig.

— Ach, allmächtiger Gott, was geht vor? Wenn es die Polizei wäre!

— Stille, Weib! Was soll das Geheul. Sehen Sie, wer da ist. Es werden wahrscheinlich gute Freunde von mir sein, die mich sprechen wollen. Gehen Sie.

Frau von Flemming verließ das Zimmer. Wohlbrecht zog ein Doppelpistol aus dem Mantel und setzte sich in Bereitschaft. Sein Antlitz zeigte den Ausdruck höchster Entschlossenheit.

— Wehe dem, der mich angreift, sagte er leise.

Indessen kehrte Frau von Flemming zurück.

— Es sind drei Männer unten. Ich fragte, wer sie seien. Sie erwiederten: „Freunde der Gleichheit."

— Lassen Sie dieselben ein.

Frau von Flemming zögerte noch.

— Haben Sie mich nicht verstanden? sagte Wohlbrecht aufstehend. Zum Teufel, wenn die Weiber nicht gehorchen wollen.

Die alte Dame beeilte sich, sofort zu öffnen.

Hugo Nördlinger, Felix Amin und Paul Wagner traten ein.

— Willkommen, meine Herren, rief Wohlbrecht. Heute noch sind wir die Flüchtigen, doch morgen die Herren. Nehmen Sie Platz. Unsere gütige Wirthin, Frau von Flemming, Herr Nördlinger, Herr Doktor Amin und Herr Wagner, junge Leute von bedeutender Zukunft.

Mit diesen Worten machte Herr Wohlbrecht die Jünglinge mit Frau von Flemming bekannt.

— Wo ist Elsbeth? fragte er dann.

— Drüben, entgegnete Frau von Flemming.

— Sie soll herüberkommen. Ich werde meine Tochter diesen Herren heute Abend präsentiren, morgen der ganzen Welt.

— Ihre Tochter? riefen die drei Jünglinge wie aus einem Munde.

Wohlbrecht weidete sich an ihrem Erstaunen.

— Glauben Sie, meine Herren, sagte er, weil ich einsamer Junggeselle war vor der Welt, es habe mir niemals des Lebens Mai geblüht? Ich habe eine Tochter aus einer Ehe mit der längst verstorbenen ***, die die erste Himmelswonne, doch auch den ersten Tropfen Wermuth in dies Herz gegossen.

Elsbeth erschien jetzt in ihrer einfachen, un-

schuldigen Schönheit und begrüßte die Herren freundlich. Sie war sehr erstaunt, Gesellschaft in diesem stillen Asyle ihrer Jungfräulichkeit zu sehen und konnte einer gewissen Befangenheit nicht Herr werden.

— Mache uns einen guten Punsch, meine Elsbeth. Sie bleiben diese Nacht hier, meine Herren. Wir Alle haben nicht eben Ursache, die Oeffentlichkeit zu suchen. Noch eine Nacht. Alles ist ja bereit?

— Alles.

Der Punsch ward gebracht. Elsbeth kredenzte ihn mit graziöser Einfachheit. Die Herren fanden ihn vortrefflich.

— Gehe Du nun zu Bette, mein Kind, sagte Wohlbrecht. Es wird spät.

Als Elsbeth das Zimmer verlassen hatte, erhob Wohlbrecht sein Glas und sagte:

— Lassen Sie uns trinken. Wir, die Geächteten, die vor den Gesetzen des Landes fliehen, wollen der Welt ein neues Gesetz geben.

Lassen Sie uns trinken bis auf den morgenden Tag!

An demselben Abende fand ein glänzendes Hoffest statt. Man feierte den Geburtstag der Prinzessin Anna. Eine gewählte Gesellschaft, bestehend aus der Blüthe des inländischen Adels und den Gesandten der auswärtigen Mächte, hatte sich in den glänzenden Räumen des Schlosses zusammengefunden. Aber eine gewisse Beklommenheit lag trotz der an sich heitern Veranlassung dieses Festes auf den Gesichtern der Anwesenden. Es pflegt an den Höfen so zu gehen. Von dem Antlitz des Fürsten muß das fröhliche Licht auf die Umgebung ausstrahlen. Fehlt es dort, so ist auch hier Finsterniß.

Der Fürst, eine edle, schöne Gestalt mit männlich festen Zügen, trug heute den Ausdruck eines schlecht verhehlten Unmuthes an sich. Man brauchte nach einer Erklärung dieses Phänomens nicht lange zu suchen, wenn man in diesen Räumen einen Augenblick weilte und auf das, was geredet wurde, kurze Zeit achtete. An einer Seite der Estrade, die die Spitze der hohen Herrschaften trug, standen zwei ältere Männer, deren Uniform sowohl, wie das vorsichtige Wesen und die mannigfachen Bewegungen einer gewohnten Hof-Etiquette, sie als zur steten Umgebung einer fürstlichen Person gehörend bezeichnete.

Ihr Gespräch drehte sich um das, was heute den ganzen Hof bewegte.

— Es däucht mir, sagte der Eine, daß heute Alles sich um einen Namen dreht; der bisher in diesen Sphären vollkommen unbekannt war.

— Sie meinen diesen Herrn Wohlbert oder Wohlbrecht, erwiederte der Andere.

— Ja wohl, Wohlbrecht war sein Name. Man hat von dem Manne niemals etwas gehört. Auf einmal geräth der Hof in Zittern bei Nennung seines Namens.

— Man hat merkwürdige Aufschlüsse erhalten; man raunt sich mit einiger Verlegenheit in die Ohren.

— Verlegenheit?

— Ja, und zwar deshalb, weil im Lande Dinge vorgegangen sein sollen, von denen unsere Polizei keine Ahnung hatte.

— Die Sache wird dem Präsidenten einen Stoß geben.

— Vielleicht. Man ist einer weit verbreiteten Verbindung zu socialen Zwecken auf die Spur gekommen.

— An der Spitze soll dieser Herr Wohlbrecht stehen.

— Vielleicht ist das in Verbindung zu brin-

gen mit der großartigen Falschmünzerbande, deren Werkstätte man entdeckt hat.

— Und deren Haupt wiederum dieser Wohlbrecht sein soll.

— Dieser Mensch hat selbst in Diensten der Polizei gestanden.

— Der Präsident hat sich eine große Blöße gegeben.

Der Andere zuckte die Achseln. Die Herren machten in diesem Momente Beide zugleich eine tiefe Verbeugung. Der Fürst ging vorüber, ernst grüßend. Seine hohe Gestalt ging majestätisch durch das Gewühl der hier versammelten Kavaliere. Ein Wink brachte den Polizei-Präsidenten an seine Seite. Der Fürst sagte mit strenger Betonung:

— Es gehen Dinge in meinem Staate vor, Herr Präsident, von denen meine Polizei nichts weiß.

Der Präsident verbarg seine Verlegenheit unter einer tiefen Verbeugung und erwiederte dann kleinlaut:

— Ew. Hoheit sehen meinen tiefen Schmerz, daß ich mich nicht ganz freisprechen kann — davon — daß allerdings ein Mensch es vermocht hat, unsere Wachsamkeit zu täuschen.

— Sie meinen diesen Wohlbrecht, Herr Präsident? Er stand in Ihren Diensten?

— Wie Hoheit bemerken —

— Er soll Ihr Liebling gewesen sein. —

— Er war ein thätiger Beamter —

— Daneben ein großer Spitzbube. Man hat Sie arg getäuscht, Herr Präsident. Indessen soll es nicht an warnenden Stimmen gefehlt haben, die Ihnen das rechte Sachverhältniß andeuteten. Man hat mir von einem Lieutenant Ringthal gemeldet —

— Ringthal sprach allerdings gegen Wohlbrecht, aber ohne Beweise. Vielleicht ist es deshalb verzeihlich, wenn ich die Sache für persönliche Intrigue nahm.

— Verzeihlich ist das bei einem Polizei-Präsidenten niemals.

Der Präsident erblaßte.

— Hoheit, stammelte er.

— Es thut mir unendlich leid, sagte der Fürst etwas weicher, daß ich Ihnen heute kein freundliches Wort sagen darf. Sie haben durch ein übertriebenes Vertrauen in diesen Mann dem Staate ernstliche Gefahren bereitet. Ich erlaube Ihnen, von morgen ab sechs Wochen auf Ihre Güter zu reisen.

Der Fürst machte eine entlassende Bewegung. Der ganze Hof war diesem Gespräche mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt. Als jetzt der Präsident mit dem verzweifelten Bemühen, unbefangen zu erscheinen, sich abwandte, stand sein Urtheil klar in seinem Gesichte geschrieben. Der ganze Hof wußte, daß morgen ein neuer Polizei-Präsident ernannt werden würde. Einige beklagten es, Andere frohlockten. Sie Alle ahnten nicht, daß morgen ein neuer Herr in diesem Lande erstehen werde.

Der Fürst schien mit den Augen Jemand zu suchen. Er sagte einem Kammerherrn leise einige Worte und dieser verschwand im Gedränge. Gleich darauf trat ein Mann von kleiner Statur, dessen äußerst scharf geschnittenes Gesicht von großer Berechnung und Schlauheit zeigte, auf den Fürsten zu.

— Hoheit befehlen, sagte er devot, indem er sich tief verbeugte.

— Nein, lieber Steinberger, ich wende mich vertrauensvoll an Sie, entgegnete der Fürst huldvoll.

— Hoheit sind sehr gnädig, meiner schwachen Kraft zu gebieten.

— Sie werden morgen das Amt eines Polizei-Präsidenten übernehmen.

Ein Blitz von Freude entsprang den grauen Augen Steinbergers. Er war ein Beamter von Verdienst, der sich aber nur mit Mühe in der innern Verwaltung bis zum Geheimrath emporgeschwungen hatte. Eine persönliche Differenz mit dem zeitherigen Polizei-Präsidenten hatte ihm den Weg verschlossen, für den er das größte Interesse und auch wohl die größte Befähigung hatte.

— Ich bin zu Eurer Hoheit Befehl, erwiederte er mit einer abermaligen tiefen Verbeugung.

— Ich habe volles Vertrauen zu Ihrer Fähigkeit und Umsicht, sagte der Fürst. Es sind mir von einem befreundeten Hofe vertrauliche Mittheilungen über gefährliche Umtriebe in meinen Staaten gemacht worden. Als Haupttriebfeder des Ganzen wird ein Herr Wohlbrecht genannt. Leider ist es bis jetzt ebenso wenig gelungen, seiner, als der übrigen Compromittirten habhaft zu werden. Es ist dies Ihre erste Aufgabe, sich um jeden Preis dieses überaus gefährlichen Mannes zu bemächtigen.

— Sofern er noch in den Staaten Ew. Hoheit ist, soll er uns nicht entgehen.

— Wahrscheinlich ist er das. Ja, vermuth-

lich sogar noch in der Residenz. Man schildert ihn als einen klugen, über großen Einfluß und gewaltige Mittel gebietenden Mann. Sie mögen sogleich an das Werk gehen. Seine bisherige Wohnung ist durchsucht worden. Leider aber waren seine Papiere entfernt. Er muß auf irgend eine Weise Nachricht bekommen haben. Ich wünsche, daß Sie noch in dieser Nacht Schritte thun.

— Zu Befehl Ew. Hoheit.

Der Fürst entließ den neuen Polizei-Präsidenten.

Unterdessen hatte unter einer Gruppe von Damen das Gespräch sich um denselben Gegenstand gedreht, der heute alle Gemüther erfüllte. Die Frau Ministerin von Bonfort war mitten darunter.

— Dieser Wohlbrecht, sagte die Ober-Hofmeisterin, hat etwas Romantisches, Geheimnißvolles an sich. Er ist Staatsverräther, Falschmünzer, Polizei-Agent, Advokat, Wohlthäter der Menschheit — Alles in einer Person.

— Er soll eine sehr bedeutende Stiftung im Namen eines Freundes gegründet haben, setzte eine alte Hofdame mit einem giftigen Blicke auf Frau von Bonfort hinzu.

Letztere versuchte möglichst unbefangen zu erscheinen.

— Es ist dies wahr, sagte sie. Er hatte mir das Protektorat übertragen.

— Eine große Ehre, meine liebe Bonfort, entgegnete eine Andere. Sie nahmen es doch an.

— Warum sollte ich nicht? Ich kannte diesen Mann nicht und hielt ihn also für gut.

Die Stimme der Ministerin zitterte ein wenig, als sie dies sagte.

— Dieser Herr Wohlbrecht, nahm die alte Hofdame wieder das Wort, soll sich auch um die Armuth in anderer Weise verdient gemacht haben. So soll er Ihnen, Excellenz, einen unbemittelten jungen Mann von großen Talenten empfohlen haben, den Sie besonders in Schutz nahmen.

Die Ministerin ward bleich. Wenn diese geschwätzigen, gehässigen Weiber von ihrem unglücklichen Geheimniß etwas wüßten? Sie bekämpfte ihre Unruhe mit Macht und sagte ziemlich ruhig:

— Allerdings empfahl er diesen jungen Mann, aber nur zu einer kleinen Stelle bei der neuen Stiftung.

— Ich glaubte, zu einer Stelle im Ministe-

rium Ihres Herrn Gemahls. Die böse Welt spricht so viel. Man ist in unserer Residenz in dieser Beziehung recht kleinstädtisch geworden.

Frau von Bonfort erhob sich rasch und verließ die Stelle, wo sie gesessen hatte. Sie sandte zuvor noch einen Blick des Hasses und der Verachtung auf die Sprecherin.

An einer andern Stelle des Saales befand sich der Prinz Luitpold neben seiner Schwester Anna.

— Was sind das heute für trübe Gesichter! sagte die Prinzessin. Der ganze Hof ist wie mit Trauer behangen.

— Es sind wichtige Dinge im Werke, Anna.

— Auch Du bist nicht heiter, mein Luitpold. Auf Deiner Stirn sollten Staatssorgen noch keine Falten hervorbringen.

— Es sind auch nicht Staatssorgen, die diese kleine verrätherische Falte geschlagen haben.

— Andere Sorgen?

— Nein, Anna, es ist nichts.

— Sieh' da, Luitpold, unser Alterthumsforscher, der Doktor Maulbeerbaum.

Der Prinz wendete sich um. Im zierlichsten Hofkleide, unter unaufhörlichen Verbeugungen, nahte sich der edle Doktor.

— Meine unterthänigste Reverenz der durchlauchtigsten Prinzessin, fing er seine feierliche Begrüßung an, indeß sein Oberkörper in steter, sich verneigender Bewegung blieb. Mein durchlauchtigster Prinz, Ew. Hoheit befinden sich beiderseits in glücklichem Wohlsein?

— Ja wohl, Herr Doktor, sagte die Prinzessin, über des kleinen Mannes Bemühungen lächelnd. Wie geht es Ihnen? Wo waren Sie? Man hat Sie bei Hofe seit einigen Tagen vermißt.

— Hoheit geruhen zu scherzen. Meine Wenigkeit — das fünfte Rad —

— O, mit nichten. Der Wissenschaft gebührt ihre Stelle. Wo waren Sie?

— In dem Thale, wo Ew. Hoheit voriges Jahr das Unglück mit dem Wagen hatten.

— Ah, bei unsern freundlichen Wirthen? Wie geht es den guten Leuten?

— Wie vor Allen Elisabeth? fragte der Prinz.

— Sieh', sieh', Bruder, sagte Anna lächelnd. Elisabeth interessirt Dich am meisten.

— Gestehe es, Anna, auch Dich.

— Nun, lieber Doktor, erzählen Sie.

— Ich habe nur Trauriges zu berichten.

— Trauriges? riefen Luitpold und Anna wie aus einem Munde.

— Leider; über diese edlen Menschen ist ein schweres Leid hereingebrochen. Der Amtsrath hatte Schulden auf seinem Gute; ein Verwandter von ihm, ein schlechter Mensch, wußte alle Hypotheken in seine Hand zu bekommen und kündigte dieselben auf einen Tag. Der Amtsrath konnte nicht bezahlen und mußte sein Gut verkaufen.

— O, wie schrecklich! sagte Anna.

— Wie abscheulich, setzte der Prinz hinzu.

— Dieser Wohlbrecht! fuhr der Doktor fort.

Der Prinz unterbrach ihn.

— Wohlbrecht nannten Sie den Mann? sagte er.

— So ist der Name des Mannes, der den Amtsrath von seinem Gute vertrieben hat.

— Seltsam, sagte der Prinz wie für sich, derselbe Mann, der heute die ganze Residenz in Schrecken setzt.

— Das Haupt einer Falschmünzerbande, die man entdeckt hat, sagte der Doktor. Ich habe einen kleinen Theil an diesem Erfolge. Ich kam in jene Gegend, um nach Alterthümern zu suchen. Die Familie des Amtsraths fand ich in

einer kleinen Besitzung in einem Seitenthale zufälligerweise wieder. Sie erinnern sich gewiß noch eines jungen Mannes, der im Hause des Amtsraths war, mit Namen Philipp.

— Gewiß, sehr genau.

— Der junge Mann war so freundlich, mich auf einer nächtlichen Excursion zu dem besagten Zwecke zu begleiten. Leider ist dies unglücklich abgelaufen.

— Warum gingen Sie des Nachts?

— Wir erhielten keine Erlaubniß von dem neuen Besitzer, auf den Grundstücken des Amtshofes nachzusuchen. Diese Spitzbuben haben natürlich gar kein Interesse für die Wissenschaft. Wir wurden bei unserer Arbeit von ein paar Kerlen überrascht, die den armen Philipp fast tödteten und mich schändlich mißhandelten. Ich floh nach dem nächsten Städtchen. Nie in meinem Leben habe ich eine solche Angst ausgestanden. Glücklicherweise befand sich Kavallerie in dem Städtchen. Wir umzingelten den Amtshof und hoben das Nest aus.

— Und Philipp? fragte die Prinzessin theilnahmvoll.

— Ist gerettet, trotzdem er erhebliche Beschädigungen davon getragen hat. Ich kann

mich von meinem Schrecken noch gar nicht erholen.

— Wann ist die Katastrophe vor sich gegangen?

— Gestern Abend. Ich zittere noch an Arm und Bein, wenn ich daran denke. O, wenn Ew. Hoheit etwas für die armen Leute thun könnten!

— Gewiß, mein lieber Doktor, entgegnete der Prinz, indem er einen Blick des Einverständnisses mit seiner Schwester tauschte. Ich werde mit meinem Vater reden.

— Meinen Dank lege ich Ew. Hoheit zu Füßen.

— Es macht Ihrem Herzen alle Ehre, lieber Doktor. Verlassen Sie sich auf mich.

Der Alterthümler trat nach einer tiefen Verbeugung zurück. Ein junger Offizier in der glänzenden Uniform der Garde trat auf den Prinzen zu.

— Guten Abend, mein lieber Adlerskorn, mit diesen Worten wendete sich Luitpold zu ihm um. Dann setzte er leise hinzu:

— Nachrichten von Elsbeth?

— Nein, Hoheit. Ich konnte meinen Auftrag nicht ausrichten.

— Warum nicht?

Der Prinz ergriff des Offiziers Arm und sagte, sich zu seiner Schwester wendend:

— Entschuldige, Anna, ich habe mit dem Herrn von Adlerskorn etwas zu reden — Dienstgeschäfte —

Die Prinzessin drohte lächelnd mit dem Finger:

— Sage lieber Geheimnisse; ich kenne das, es ist recht abscheulich von Dir, vor mir Geheimnisse zu haben.

Der Prinz zog den Offizier mit sich fort.

— Nicht ausrichten? fragte er; erzählen Sie.

— Ich kam an das mir wohlbekannte Haus, erwiederte der Offizier. Ich stellte mich in den Schatten, um den Moment abzuwarten, wo ich mit Elsbeth reden könnte. Plötzlich kam ein Mann die Straße herunter, der der Beschreibung nach eine heute viel besprochene Persönlichkeit sein mußte.

— Kannten Sie ihn nicht?

— Ich glaubte ihn als jenen Herrn Wohlbrecht zu erkennen.

— Alle Teufel! Wieder dieser Wohlbrecht! Der Falschmünzer, der Hochverräther —

— Ja, dieser Mann. Ich habe ihn einmal

gesehen. Man sprach viel in der Residenz von einem Complot, das er voriges Jahr entdeckt haben sollte. Man hat mir ihn deshalb einmal gezeigt. Ich glaubte ihn wieder zu erkennen.

Der Prinz blickte nachdenklich vor sich hin.

— Fahren Sie fort, sagte er dann.

— Dieser Mann, fuhr der Offizier fort, klopfte heftig an die Thür des Hauses. Frau von Flemming erschien am Fenster und fragte, wer da sei. Der Mann befahl zu öffnen. Dies geschah und er verschwand im Hause. Ich wartete noch eine halbe Stunde, daß er wieder weggehen sollte. Es kamen noch drei Männer, die mir unbekannt waren. Auch sie traten in das Haus. Ich ging endlich weg mit dem Vorsatze, der Polizei Meldung zu machen. Man fahndet ja nach diesem Wohlbrecht.

— Mir schwindelt der Kopf, Rudolf. Sollte jener Verbrecher der Vater meiner Elsbeth sein? Das wäre entsetzlich. Ich bebe vor einem solchen Gedanken.

— Hoheit könnten sehr leicht compromittirt werden.

— Nicht das, Adlerskorn, aber das arme Mädchen wäre eine Gebrandmarkte, Entehrte. Und ich hätte noch einen Theil an der Schuld.

— Sie erschrecken mich, Hoheit.

— Ich habe es Ihnen nicht gesagt, Rudolf, daß mir Elsbeth Alles gegeben hat, was ein Mädchen geben kann, ihre Unschuld. Sie gestand mir vor wenigen Tagen unter bittern Thränen, daß sie sich guter Hoffnung fühle. O, ich habe eine schwere Schuld auf mich geladen. Und nun dieser neue Schlag.

— Ein Geheimniß ist hierunter verborgen.

— Elsbeth sprach einst, was sie stets vermieden hatte, von ihrem Vater. Es war in einem unbewachten Momente. Sie schilderte ihn als einen großen, etwas finstern Mann. Ich dachte dabei an den Mann, mit dem ich einmal das seltsame Rencontre des Nachts bei der frühern Wohnung der beiden Frauen hatte.

— Ihre Beschreibung, die Sie mir damals machten, paßt auch auf diesen Wohlbrecht. Sein Gesicht ist eins von denjenigen, die man nicht leicht wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen hat. Er trug sogar damals, als ich ihn sah, denselben Mantel von großer Länge, den er trug, als Sie mit ihm zusammentrafen.

— Sie sagten, Rudolf, Sie wollten eine Anzeige bei der Polizei machen. Haben Sie das schon gethan?

— Noch nicht. Ich wollte vorher erst mit Ihnen reden.

— So thun Sie es nicht. Ist es Wohlbrecht wirklich, so wird ihn der Arm der Gerechtigkeit schon zu finden wissen. Ist er es nicht, so machen wir den Frauen eine schlaflose Nacht. Gott allein weiß, was für Geheimnisse hier verborgen sind. Wir können nichts thun, als dem Geschicke die Aufklärung überlassen. Ich empfinde mein Unrecht gegen das arme Kind tief. O, wenn ich es ungeschehen machen könnte. Ich würde wieder Nächte süßer Ruhe haben.

Um Mitternacht verließen die Gäste das fürstliche Schloß. Es war eine tiefe Stille in der großen Stadt. War es die Stille vor ausbrechendem Sturme? Wer von all' den Menschen, die hier zusammen wohnen, schaut den Dämon, der über sie wegschreitet, verderbenbringend, unheilschwanger?

In dieser Stadt ist tiefer Friede. In wenigen Stunden vielleicht schreit die Stimme des Aufruhrs durch die Gassen, heulen die Glocken Sturm, kämpft Bürger gegen Bürger den entsetzlichsten, den unnatürlichsten Kampf.

Einer ist droben über dem Sternenzelt, der den finstern Geist duldet, der durch dieses Land

schreitet, der ihn gesandt hat als Geißel für dies gottvergessene Jahrhundert, auf daß des Menschen Herz sich wieder aufwärts wende zum Allgerechten, Allmächtigen!

Doch Viele von denen, die jetzt so ruhig in dieser Stadt schlummern, werden die Tage nicht sehen, da der Friede wiederkehrt in das Land. An ihrem Lager steht der Engel des Todes, die verlöschende Fackel in der Hand, keine Thräne des Mitleids in dem starren Auge.

11.

Die Früchte einer bösen Saat.

Der Morgen des folgenden Tages kam klar herauf. Die ersten Sonnenstrahlen flogen freudig über das Häusermeer, anpochend an die Paläste der Reichen und an die Hütte des Armen. Die Lerchen, die kleinen Boten des Frühlings, flogen draußen auf den thaublitzenden Feldern jubelnd empor und kündeten der Welt, daß neues Leben im Lande erwacht sei.

Es war sieben Uhr. An andern Tagen war um diese Zeit ein emsiges Treiben in den Vorstädten. Die großen Fabriken waren dann in

voller Thätigkeit, alle Pulsadern des künstlichen Organismus, wie ihn das Leben einer großen Stadt repräsentirt, schlugen in hastiger Ruhelosigkeit.

Heute war es anders. Auf den Straßen standen Gruppen von Arbeitern um einzelne besser gekleidete Männer gruppirt, die zu ihnen sprachen. Man konnte aus den Worten dieser Leute entnehmen, worauf es abzielte, daß sie hier redeten. Es waren Worte finsteren Grolles gegen das Bestehende, gegen die Weltordnung, wonach der Eine genießen, der Andere entbehren, der Eine die Früchte ernten soll, die der Andere in mühevoller, arbeitsreicher Aussaat vorbereitet.

Man sah nur einzelne Arbeiter, die den gewohnten Weg nach der Arbeitsstätte gingen. Hinter ihnen her tönten Verwünschungen und höhnische Worte.

Unterdessen versammelte sich auf dem fürstlichen Schlosse des Landes Alles, was von militärischer und civiler Autorität in der Residenz wirkte. Schon am frühen Morgen waren Meldungen eingelaufen, daß wie auf einen Schlag fast alle Arbeiter der Vorstädte ihre Arbeit eingestellt hätten und auf den Straßen aufrührerische Reden fielen. Der Fürst, ein sonst energi-

scher Charakter, wußte in diesem Augenblicke der Gefahr den richtigen Weg nicht schnell genug zu finden. Auf den Gesichtern seiner Räthe malte sich der Schrecken und die Unentschlossenheit.

Der Fürst befand sich in diesem Augenblicke in einem schnell berufenen Ministerrathe, an welchem die obersten Befehlshaber der Armee Theil nahmen. Ein alter General hatte das Wort ergriffen und stellte dem Fürsten die Nothwendigkeit eines raschen, energischen Einschreitens vor.

Der Minister von Bonfort entgegnete hierauf:

— Wenn auch in dem gegenwärtigen Augenblicke die Emeute den Charakter des Bedenklichen trägt, so ist doch nicht anzunehmen, daß es bis zum Aeußersten kommen wird. Unsere Bürger sind viel zu loyal und ruhig, als daß sie es dahin kommen lassen würden. Ich warne vor zu strengen Mitteln. Haben wir einmal den letzten Trumpf ausgespielt, so bleibt uns nichts. Wenn Eure Hoheit erlauben, werde ich mit den Leuten reden. Ich glaube versichern zu dürfen, daß es nicht zum Aeußersten kommt.

— Excellenz, erwiederte der General, Sie verkennen die Umstände. Dies ist keine gewöhnliche Arbeitsverweigerung, sondern eine seit lange

vorbereitete Emeute. Diese Bursche wollen mehr, als höhern Lohn, sie wollen einen Umsturz —

— Herr General, entgegnete der Minister, man hat in solchen Dingen stets durch besonnene Rede mehr ausgerichtet, als durch den Säbel —

Der alte Soldat lachte ironisch.

— Verzeihen, Excellenz, sagte er erhitzt, daß ich darüber lache. Aber ich kann mir nicht helfen. Ich habe Pulverdampf gerochen und weiß, was eine gesunde Attake ausrichtet. Was Rede! Dreinhauen, das treibt die Bursche zu Paaren.

— Herr General, ich dächte, die Gegenwart Seiner Hoheit könnte Ihnen mildere Ausdrücke eingeben.

— Ich will reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ich stimme für Einhauen. Ich bitte mich zu beurlauben, wenn es an ein Unterhandeln geht. Ich tauge dazu nicht. Wollen wir warten, bis auch die Armee rappelköpfig wird? Es dürfte nicht lange dauern und dann Adieu Ordnung!

— Wir können uns nicht unbedingt auf die Armee verlassen, bemerkte ein anderer General.

— Es sind schon recht böse Vorzeichen eingetreten, ein Dritter.

— Dennoch, meine Herrn, nahm der Minister das Wort, stimme ich für milde Maßregeln.

Eine Pause erfolgte, die Mitglieder des höchsten Rathes sprachen leise mit einander. Der Fürst hatte jetzt schweigend die Meinungen seiner Räthe gehört. Er wollte eben sprechen, als ein seltsames Brausen die Ohren der Anwesenden traf. Es war, wie wenn ein fernes Meer gegen seine Ufer tobte. Die Herren sahen sich erschrocken an.

Plötzlich ward die Thür aufgerissen und ein Adjutant stürzte unangemeldet herein. Er trat auf den Fürsten zu und meldete in militärischer Haltung:

— Hoheit, das Volk stürmt die Gefängnisse.

Er hatte kaum ausgeredet, als ein zweiter Offizier hereinstürzte und meldete:

— Hoheit, von allen Vorstädten ziehen dichte Haufen gegen die innere Stadt. Viele tausend Menschen umringen die Wachen. Die Truppen haben keine Verhaltungsbefehle.

Jetzt trat der alte General vor und sagte:

— Hoheit sehen, wie die Sache steht. Lassen Sie die Truppen ausrücken und Feuer geben. Es ist auf meine Ehre das einzige Mittel. Sollen wir uns erdrücken lassen, wie die Hunde?

— Herr General, mäßigen Sie sich, erwiederte der Fürst ernst. Minister von Bonfort, an

Ihren Posten. Versuchen Sie das Volk zu beruhigen. Ich erwarte Ihre Meldung, ehe ich Befehl zum Einhauen gebe.

Die Herren erhoben sich. Der alte General murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und verließ das Zimmer. Er eilte die Stufen hinab in den Schloßhof. Hier entfaltete sich ein reiches, militärisches Schauspiel. Das Regiment Garde-Dragoner war sogleich nach den ersten beunruhigenden Meldungen hier consignirt worden. Die Mannschaften waren abgestiegen und plauderten bei ihren Pferden. Die Offiziere standen in Gruppen und manches Wort des Unmuthes ward laut über die Unthätigkeit, zu der sie verurtheilt waren.

Als der alte General im Portal erschien, eilten mehrere der Stabsoffiziere auf ihn zu.

— Welchen Befehl, Herr General?

— Sollen wir aufsitzen?

So schallte es ihm entgegen.

Der General machte eine bezeichnende Geberde, indem er den Kopf schüttelte und den Mund zu einem halb spöttischen, halb ärgerlichen Lächeln verzog.

— Es ist nichts, Kinder, sagte er dann, die Federfuchser wollen wieder Alles machen. Paßt

auf, der Minister wird jetzt mit diesen Hallunken reden. Sie werden ihn natürlich verhöhnen. Es ist zum Verzweifeln. Eine einzige Bewegung meiner braven Garde-Dragoner würde der Sache ein Ende machen.

Der General trat gegen die Leute heran und sagte:

— Nicht wahr, Leute? Ihr werdet den Kerlen da draußen Mores lehren?

Aus hundert Kehlen schallte die Antwort:

— Ja wohl, Herr General.

— Recht so, rief der General, ich wußte, daß Ihr brave Jungens seid.

In diesem Augenblicke verließ der Minister von Bonfort, gefolgt von einigen andern Herren von hohem Range, zu Pferde das Schloß. Der Lärm des Aufruhrs schallte ihnen aus geringer Entfernung entgegen. Sie hatten im raschen Trabe die erste Straße durchritten, als rasch hinter einander mehrere Schüsse fielen.

— Das ist böse, sagte einer der Begleiter des Ministers, der Ober-Stallmeister von Thümen; nach den ersten Schüssen ist gewöhnlich kein vernünftiges Wort mit den Leuten mehr möglich. Ich stimme für den Rückzug und das Entbieten der bewaffneten Macht.

— Ich schließe mich dieser Ansicht an, sagte der Polizei-Präsident, der auch im Gefolge des Ministers war.

Herr von Bonfort entgegnete ernst:

— Es steht bei Ihnen, meine Herren. Ich für meine Person werde meinen Posten nicht verlassen.

— Excellenz mißkennen unsern wohlmeinenden Rath. Ich für mein Theil folge, sagte der Ober-Stallmeister.

— Mein Platz ist auch bei Seiner Excellenz, fügte der Polizei-Präsident hinzu.

— Nun vorwärts, meine Herren.

Der Minister spornte sein Pferd. Es war unheimlich menschenleer in den Straßen, die sie durchritten. Alle Läden waren geschlossen, alle Fenster verhängt. Die Stadt war eine Todtenstadt geworden, in der Alles sich scheu verbarg vor dem draußen wüthenden Gespenste.

Bald wurde indessen die Scene belebter. Haufen von Arbeitern strömten immer dem Centrum der Bewegung zu. Wagen waren angehalten und die Pferde ausgespannt worden. Leute von überaus rohem Aussehen blickten höhnisch auf die Reiter und murmelten Verwünschungen. Die Reiter bogen endlich um die letzte Ecke und befanden sich plötzlich in einer wogen-

den, schreienden Menschenmasse, die den ganzen großen Platz erfüllte, der vor ihnen lag.

An diesem Platze waren die hervorragendsten Gebäude; auf der einen Seite das Zeughaus, auf der andern das Palais der obersten Justiz-Behörde und das Gefängniß. In dem Augenblicke, wo die Reiter in den Menschenknäuel hineingeriethen, waren sie willenlos und wurden unaufhaltsam nach der Mitte fortgedrängt. Dort angelangt, sahen sie sich von einer wüthenden Menschenmasse umringt, deren Blicke nicht eben viel Gutes weissagten.

Der Minister winkte mit der Hand, um zu reden. Tausend Stimmen schrieen:

— Der Minister! Hört! Hört!

Herr von Bonfort genoß eine bedeutende Popularität. Sein mildes und gerechtes Auftreten in allen Angelegenheiten von eindringender Wichtigkeit für das Land hatte ihm viele Sympathien in demselben erworben und erhalten. Im Vertrauen hierauf hatte er diesen Weg zur Niederschlagung der Emeute gewählt. Aber er hatte vergessen, wie der große Haufe blind ist für vernünftige Auffassung, taub für verständige Worte in solcher Zeit. Indessen bewirkte sein Auftreten eine augenblickliche Stille.

Herr von Bonfort erhob sich auf seinem Pferde, indem er sich in die Steigbügel stellte und rief über den Haufen weg mit heller, verständlicher Stimme:

— Ich komme vom Fürsten, Ihr Leute, um Euch zu fragen, warum Ihr Euch hier so zusammenrottet. Nennt Eure Wünsche und Euch soll Gerechtigkeit werden, bei meiner Ehre!

— Es lebe der Fürst! brüllte es von allen Seiten. Es lebe Herr von Bonfort!

— Man hat in dieser Nacht Viele verhaftet, die unschuldig sind. Man lasse sie frei! rief eine Stimme.

— Wir wollen höhern Lohn! eine andere.

— Nieder mit den Bevorzugten!

So schallte es durcheinander. Der Minister winkte wieder. Wieder ward es todtenstill ringsum.

— Ich habe Eure Wünsche vernommen, rief Bonfort, ich werde sie Sr. Hoheit vortragen.

— Es lebe der Fürst! Es lebe Herr von Bonfort! schallte es wieder.

— Aber dies hier, fuhr der Minister fort, ist nicht der richtige Weg. Wozu diese Zusammenrottung? Sendet dreißig Männer aus Eurer Mitte auf das Schloß zum Fürsten. Diese

Männer sollen Eure Wünsche vortragen. Ihr Andern geht nach Hause. Ihr sollt höhern Lohn haben und die Gefangenen sollen frei werden, sofern sie nur wegen politischer Vergehen verhaftet sind. Wollt Ihr das?

Ein tausendstimmiges Geschrei antwortete.

— Er hat recht, rief es, wir wollen dreißig Männer schicken.

Die Massen fingen an zu weichen. Der Minister wandte sich triumphirenden Blickes zu seinen Begleitern. Er hatte gesiegt. Er bekämpfte die Emeute mit den Waffen der Güte, der Milde, der Gerechtigkeit.

Aber in dem Augenblicke, wo er seinen Sieg errungen zu haben glaubte, ereignete sich etwas, das eine wesentliche Aenderung in die Scene brachte.

Es entstand ein Drängen an dem einen Ende des länglichen Platzes. Sechs Männer von herkulischem Aeußern arbeiteten sich durch die Menge. Sie trugen einen Mann auf ihren straffen Armen, hoch in die Luft gehoben, so daß Jeder der Entferntesten ihn sehen konnte. Der Kopf dieses Mannes lag hintenüber und war mit Blut befleckt. Sein Haar hing wild um das bleiche Gesicht. Auf der Brust waren die

Kleider auseinander gerissen und aus einer kleinen Wunde tropfte helles Blut über seinen schlaff herabhängenden Arm auf seine Träger.

Es war ein tiefes Schweigen. Wie erstarrt hatten Alle die Augen nach der Stelle gerichtet, wo der blutende, sterbende Mann emporgehalten wurde. Wie wenn das Haupt der Medusa diesen Leuten entgegengehalten worden wäre, so standen Alle in starrem Schauen. Aber alle Muskeln, alle Sehnen spannten sich krampfartig.

Der Polizei-Präsident warf einen besorgten Blick auf den Minister und seine Begleiter. Dann wandte er die Augen rückwärts, offenbar nach einem Auswege, dieser gefährlichen Situation zu entkommen, spähend. Der Ober-Stallmeister verstand ihn.

— Es ist zu spät, flüsterte er, wir sind gefangen, vielleicht — verloren.

Herr von Bonfort hatte diese Worte dennoch verstanden. Er drehte sich um und sein Blick auf den Polizei-Präsidenten zeigte deutlich ein wenig unterdrückte Mißachtung.

Wir haben viele Zeilen gebraucht, um das darzustellen, was fast gleichzeitig geschah. Es war nur ein Augenblick, daß das Volk, starr wie eine Mauer, dastand. Dann rief eine Stimme:

— Wollt Ihr noch mehr, als dies Bild der Mißhandlung? Man hat einen unserer Brüder getödtet. Das fordert Rache!

In diesem Augenblicke verwandelte sich die erstarrte Menge in ein tausendgliedriges Ungeheuer, das tausend Arme ausstreckte, um sich zu rächen.

Der Minister winkte. Keiner achtete darauf. Er rief in den Haufen hinein, der Fürst werde die Sache untersuchen. Niemand hörte es. Dieselben Stimmen, die noch vor zwei Minuten gerufen hatten: „Es lebe der Fürst! Es lebe Herr von Bonfort!" dieselben Stimmen riefen jetzt: „Nieder mit Herrn von Bonfort!"

Es flog ein Stein über die Menge hin. Er traf den Minister an den Kopf. Herr von Bonfort wankte, indeß ein paar Blutstropfen sich aus der Wunde drängten. Der Präsident fing ihn in seinen Armen auf. Ein entsetzlich höhnendes Geschrei erscholl:

— Reißt ihn vom Pferde und die Anderen mit! Was sollen diese Bursche reiten? Wir gehen zu Fuß!

Zwanzig Kerle sprangen auf die Reiter zu. Es war ein Moment der schrecklichsten Spannung. Aber plötzlich wichen die Massen ausein=

ander. Ein Mann, der die dreifarbige Schärpe über einem schwarzen Frack trug, sprengte herzu. Sein scharf geschnittenes Gesicht zeigte den Stempel geistiger Ueberlegenheit.

— Es lebe Herr Wohlbrecht! Hoch! schrie der Haufe.

— Lassen Sie diese Leute, meine Herren, rief Wohlbrecht mit scharfer Stimme den Arbeitern zu.

Der Minister hatte sich wieder erholt und erhob bei diesen Worten den Kopf. Er schaute in das stolzlächelnde Antlitz des Advokaten Wohlbrecht. Die Männer maßen sich einen Augenblick schweigend.

— Ich hatte bereits einmal die Ehre, Herr von Bonfort, sagte Wohlbrecht.

— Ich glaube für Sie Excellenz zu sein, entgegnete der Minister heftig.

— O nein, mein Bester, erwiederte Wohlbrecht mit kaltem Hohne; die Zeit der Excellenzen Ihres Schlages ist vorüber. Gehen Sie, meine Herren, Ihre Sache ist verloren! Doch damit Sie sehen, daß ich selbst gegen gefallene Excellenzen gefällig bin — ich gestatte Ihnen freien Abzug. Platz da, Ihr Leute — so —; reiten Sie schnell, meine Herren —

Der Minister wendete sein Pferd und ritt schweigend davon. Er war jetzt der Letzte der Reiter, während er vorher der Erste gewesen war, und murmelte still vor sich hin:

— Alles verloren!

Zu derselben Zeit tönten Trommeln und Trompeten im Generalmarsch und schnell zusammengeraffte Detachements Militär rückten von der Seite des Schlosses gegen die Empörer.

Wir können bei der Mannigfaltigkeit der Begebenheiten dieses Tages nicht ganz chronologisch verfahren. Wir müssen noch Einiges nachholen, was vor und während des Zeughaus-Sturmes sich zutrug.

Wir wissen, daß der Minister den Schauplatz verließ, nachdem er mit Wohlbrecht wenige Worte gewechselt hatte. Er erreichte kurze Zeit darauf das Schloß und eilte durch eine Menge ab- und zulaufender Adjutanten, Räthe und Bedienten nach den Gemächern des Fürsten.

Der Fürst kam ihm entgegen und fragte schnell:

— Wie steht es, Bonfort?

— Alles verloren, Hoheit, entgegnete der Minister.

— Auch Sie muthlos? Alles verloren, nur

die Treue meiner Soldaten, nur die Ehre meines Hauses nicht —

— Letztere, Ew. Hoheit, ist ewig, unverlierbar. Doch alles Andere ist verloren.

— Erzählen Sie.

— Wir kamen auf den Justizplatz, den Mittelpunkt der Bewegung. Viele tausend Menschen waren dort. Ich redete zu ihnen und es schien zu wirken. Aber es trat etwas ein, was alle meine Gewalt über die aufgeregte Masse vernichtete.

Der Minister erzählte dem Fürsten mit kurzen Worten die Begebenheit, die wir bereits kennen.

— Wer hat zuerst gefeuert? fragte der Fürst erregt.

— Die Arrestwache, Hoheit. O, dieser unglückliche Schuß hat Alles verdorben.

— Nichts, nichts verdorben, so lange die Truppen treu sind, mein lieber Bonfort, rief der Fürst und riß heftig an der Klingel.

— Die Herren Generale! befahl er.

Die Generale traten ein. Der Fürst sagte mit ernster Betonung:

— Meine Herren, ich bitte Sie, das Ruder der Regierung zu ergreifen. Ich erkläre die Residenz in Belagerungszustand und befehle, daß

nur Militair-Gerichtsbarkeit bis auf Weiteres bestehe. Sie kennen Ihre Pflicht, meine Herren; gehen Sie auf Ihre Posten.

Die Generäle verließen das Zimmer. Der Fürst wendete sich mit vollkommen ruhigem Gesicht zu dem Minister und sagte:

— In einigen Stunden wird wieder Ruhe herrschen, mein lieber Bonfort.

Wir lassen in flüchtigen Zügen das Bild der ferneren Ereignisse dieses Tages folgen. Wir hätten am liebsten den Blick ganz abgewendet von diesen schauderhaften Begebenheiten, von dem frechen Ungehorsam gegen die durch die göttliche Weltordnung eingesetzte Herrschergewalt, wenn diese Schilderungen nicht als ein wesentlicher Theil der ganzen Entwicklung, durch welche wir die Charaktere dieser Dichtung verfolgt haben, betrachtet werden müßten.

Wir haben stets darauf hingewiesen, wie die Regierung des Fürsten ausgezeichnet war durch Milde und Wohlwollen. Aber dies Volk konnte ein solches Regiment nicht vertragen. Es war den selbstsüchtigen Einflüsterungen herrschsüchtiger Männer, dem Rufe überspannter, schwärmerischer Doctrinäre anheimgefallen, und wir haben die Früchte dieser Saat bereits kennen gelernt.

Wir haben auch gesehen, wie der überlegene Geist eines gewissenlosen, aber durchaus energischen Mannes hauptsächlich diese Gluth geschürt hatte.

Er sagte den Leuten:

„Ihr seid arm, Ihr müßt arbeiten, um nur ein elendes Dasein zu fristen. Diese Armuth ist aber nicht die Folge Eurer Lasterhaftigkeit, Eurer Trägheit oder der Unvollkommenheit aller menschlichen Verhältnisse, sondern sie ist entstanden durch die socialen Mißstände."

Und das Volk, welches diesen teuflischen Satz nicht begriff, aber instinktmäßig die Möglichkeit eines arbeitslosen Genußlebens herausfühlte, hatte ihm geglaubt.

Wir müssen Wehe rufen über ein Land, das die Liebe seines angestammten Fürsten hinwegwirft, um den schnöden Worten eines frechen Abenteurers zu vertrauen. Wir werden dieses Wehe Schritt für Schritt verfolgen und werden zuletzt sagen:

„Wir müssen Mitleid haben mit dem armen, irregeleiteten Volke, welches die Treue gegen seinen von Gott eingesetzten Herrn vertauscht gegen den Dienst des Dämons der Selbstüberhebung, der Gottesleugnung und der Verachtung der von

dem Allerhöchsten so weise eingesetzten Schranke und Ordnung."

Es ist das entsetzlichste Bild menschlicher Verirrung, wenn der Bürger gegen den Bürger zur Waffe greift. Die Leidenschaften, die hierbei ihren Ausdruck finden, prägen den Menschen den häßlichsten Stempel der Verthierung auf. Es muß unendliches Elend über ein Land kommen, das seine Treue, seinen Schwur vergißt; es muß dies Elend sich eingraben in die Brust der Verirrten, bis der Todesschmerz sie daran mahnt, was sie verschuldet, was sie zu sühnen haben. Aber noch lange wird das Trugbild ihrer Verführer, das materielle Wohl, sich in das Gegentheil verkehren, der Welt zur Lehre, daß der Mensch das von Gott Eingesetzte niemals antasten soll.

Wir wissen, daß der Befehl gegeben war, die Emeute mit Gewalt der Waffen niederzudrücken. Aber sie war bereits zu einem schwer zu bezwingenden Ungeheuer angewachsen. Die Truppen in der Hauptstadt waren nicht zahlreich genug, um der Emeute mit Nachdruck entgegenzutreten, und zur Herbeiziehung anderer mangelte die Zeit. Eine Einheit der Leitung, eine gewaltige, organisirende Kraft war unverkennbar bei den Feinden der Ordnung.

Ein erbitterter Straßenkampf entbrannte. Mit Blitzesschnelligkeit erstanden Barrikaden. Nach fünfstündigem Kampfe kam an den Fürsten Meldung auf Meldung, daß man die Revolution nicht bewältigen könne. Die Truppen kämpften mit Löwenmuth, aber ihr Bemühen zerschellte an den Hindernissen des Häuser- und Barrikadenkampfes, in welchem eine Entwicklung ihrer Kräfte nicht möglich war.

Der Fürst hatte von einem Fenster des Schlosses aus der Entwicklung des blutigen Drama's gelauscht. Ein unsäglicher Schmerz überkam ihn und sein treues Gemüth wollte lieber seinem Rechte entsagen, als noch ferner das Blut seiner Unterthanen fließen sehen.

Er gab sofort den Befehl zum Rückzuge der Truppen.

Eine Viertelstunde später verließ der Fürst mit den Seinen die Residenz. Sein Abschiedswort war kein Fluch für das unselige, verblendete Volk, sondern wehmuthsvolle Trauer über diese Verblendung.

Der Dämon des Jahrhunderts schien zu siegen.

Er ist ja die Geißel dieses gottvergessenen Geschlechts. Sein Wort ist Lüge, seine That ist

Blut. Aber der Allmächtige sendete ihn, die Welt zu strafen, zu züchtigen — doch auch zu läutern.

Schaut hin auf Eure verwüsteten Felder, auf Euren zerstörten Wohlstand, und empfindet ganz die Folgen dessen, was Ihr erstrebtet.

Dann wird Euer Auge sich beschämt und erschreckt zur Erde wenden.

Doch der Tag kommt, an welchem der angestammte Thron wieder vor Euren Augen errichtet werden wird.

Dann werdet Ihr niedersinken und die Hände aufheben und um Verzeihung bitten.

Und sie wird Euch werden.

Doch Ihr habt sie erkauft mit Eurem Herzblut und der Gedanke wird Euch peinigen und Euch immer wieder vor das geistige Auge treten lassen:

„Wir verleugneten den Gott in uns und warfen unsere Seele vor den Dämon, der sie zerfleischte und höhnend zertrat."

Das ist das ewige Weltgericht des Allmächtigen!

12.

Ein neuer Fürst.

Es war vier Uhr des Nachmittags. Die Revolution hatte in acht Stunden die Oberhand gewonnen. Soeben hatte ein Plakat das Programm einer neuen Regierung verkündet. Der Hof sammt einem großen Theile der Beamten und Offiziere war geflohen. In denselben Gemächern, in welchen noch gestern ein Hoffest gefeiert worden war, saßen heute die Männer des Umsturzes und dekretirten neue Gesetze für das Land. Das Programm der provisorischen Regierung sicherte Schutz dem Eigenthum, Achtung dem Gesetze, verlangte Gehorsam und Geldopfer auf dem Altar des Vaterlandes. Von den Namen, die das Programm unterzeichnet hatten, war Wohlbrechts der erste. Er hatte heute das erreicht, was er seit Jahren vorbereitet.

Die Residenz bot jetzt einen beinahe festlichen Anblick dar. Die Barrikaden waren entfernt und alle Spuren des stattgehabten Kampfes beseitigt worden. Dagegen wehten überall Banner in den drei Nationalfarben und man rief sich

von Haus zu Haus frohe Grüße zu. Nur einzelne Palais schienen zu trauern, indem Fenster und Thüren geschlossen waren. Das waren die Hotels des hohen Adels und der Minister.

Eine rasch gebildete Bürgergarde durchzog in Patrouillen die Stadt. Von den Truppen war ein großer Theil entweder in seine Heimath entlaufen oder in den Kasernen consignirt. Posten der Bürgergarde standen jetzt vor dem fürstlichen Schlosse, in welchem die Männer der neuen Gewalt tagten.

Die Führer der Revolution benutzten die fürstlichen Gemächer sehr ungenirt. Das Bild, welches diese provisorische Behörde bot, war höchst originell. Die Herren befanden sich in einem dunkelroth tapezierten Zimmer, in welchem große Spiegel und reich mit Gold verzierte Möbel in Rococostyl den Eindruck reicher Pracht machten. Einige der neuen Machthaber, deren Aussehen überhaupt nicht sehr anständig war, hatten die Füße auf die Polster von rothem Sammet und Goldbrocat gelegt und rauchten bei der bevorstehenden wichtigen Berathung eine Cigarre. Andere gingen vorher noch neugierig von Zimmer zu Zimmer, um die mannigfachen Schätze an Geräthschaften anzustaunen.

So kann irdische Macht vergehen. Vor einigen Stunden vernahm man hier noch die Schritte der Höflinge und Schaaren von Lakaien erwarteten die Befehle der hohen Herrschaften. Jetzt lehnten überall in den Korridors Blousenmänner, plaudernd, lachend und rauchend, und nur bisweilen, wenn einer ihrer Führer vorüberkam, legten sie einen Augenblick die Hand an den schwarzen Hut, den eine rothe Feder schmückte.

Im Schloßhofe und den angrenzenden Straßen herrschte ein äußerst bewegtes Leben. In ersterem bivouakirte ein Theil der von draußen bei dem ersten Klang der Sturmglocke zugezogenen Volkswehr, Leute von abenteuerlichem Aeußern und nicht eben einladenden Gesichtern. In den Straßen aber wogte eine ungeheure Volksmenge, welche die Beschlüsse der im Schlosse tagenden provisorischen Regierungsbehörde erwartete.

Es handelte sich jetzt um die Wahl eines Präsidenten der neuerstandenen Republik.

Durch die Menschenmenge fuhr ein einfacher Miethswagen dem Schlosse zu. Zwei Männer saßen in demselben, von denen der Eine eine glänzende Uniform mit einem großen Stern auf der Brust, der Andere einen schwarzen Frack mit der dreifarbigen Schärpe trug. Wir erkennen

in den beiden Männern den Major von Winnenberg und den Advokaten Wohlbrecht.

— Wir haben gesiegt, sagte der Major, einen zufriedenen Blick um sich werfend.

— Ja, wir haben gesiegt, entgegnete Wohlbrecht, aber kaum noch etwas errungen. Das Volk war heute nahe daran, den Worten des Ministers Glauben zu schenken, wenn nicht der Zwischenfall mit dem Erschossenen es zu neuer Wuth angereizt hätte. Dieser arme erschossene Bursche hat uns gute Dienste geleistet. Indessen sage ich doch: wir haben erst wenig errungen.

— Sie sind ungerecht in Ihren Forderungen, sagte der Major lächelnd. Ist es Ihnen noch nicht genug, daß die Residenz zu unsern Füßen liegt? Diese Residenz ist das Land.

— Noch liegt die Residenz nicht zu unsern Füßen, Hoheit. Sie vergessen, daß wir zur Präsidentenwahl in einer Republik fahren.

— Mein lieber Wohlbrecht, Sie wissen so gut, wie ich, daß eine Republik ein Unding ist, daß Einer herrschen muß.

— Doch geht der Weg zum Souverain gegenwärtig nur durch den Präsidenten der Republik.

— Ganz gewiß.

— Und ich zweifle, ob Ew. Hoheit Sympathien genug haben —

— Sie meinen, ob man mich wählen wird? sagte der Major unruhig.

— Das nicht, Hoheit. Man wird Sie wählen, wenigstens ist Alles dazu vorbereitet, aber es bedarf dann immer noch eines gewissen Umschwunges der Meinungen, um Ihnen den Schritt vom Präsidenten zum Fürsten zu erleichtern. Ich wünschte, Ew. Hoheit hätten sich zum ersten Mal nicht in dieser Uniform gezeigt. Es könnte dies unangenehme Erinnerungen wachrufen.

— Sie sind plötzlich ein Zweifler geworden, Wohlbrecht.

— Darum aber nicht weniger Ew. Hoheit ergeben.

Der Major schien sehr zufrieden mit dieser Bemerkung. Er hatte den Zug leisen Spottes, der bei diesen Worten um Wohlbrechts Lippen spielte, nicht bemerkt. Sie langten an der großen Freitreppe des fürstlichen Schlosses an. Ein Murmeln durchlief die Reihen der Menschen, die sich hier drängten, als die beiden Herren ausstiegen. Man fragte und antwortete.

— Der Sohn des vertriebenen Fürsten, flog es durch die Menge, der Prinz Ludwig.

Die Dynastie des Prinzen hatte noch viele Sympathien im Lande. Einmal lagen die Ereignisse, durch welche sie den Thron eingebüßt hatte, kaum zwei Jahrzehnte entfernt, und dann erschien die Vergangenheit, wie dies stets zu geschehen pflegt, diesen Leuten im Lichte einer Verklärung, dessen die Gegenwart ermangelte. Es war aus diesem Grunde erklärlich, daß der Prinz beim Aussteigen mit dem freudigen Zurufe begrüßt wurde:

— Es lebe der Prinz Ludwig!

Der Prinz dankte freudig nach allen Seiten durch eine Handbewegung. Auf der Treppe empfingen ihn mehrere Herren, unter denen wir Herrn von Platten erkennen.

Wohlbrecht hatte bei der Begrüßung, die das Volk dem Prinzen zu Theil werden ließ, einen leisen Zug des Aergers nicht unterdrücken können.

— Dies Volk, sagte er leise zu einem jungen Mann, der Niemand anders war, als Hugo Nördlinger, ist wie ein unmündiges Kind. Jeden geputzten Pfau staunt es an und erfüllt die Luft dann mit seinem Jubelgeschrei.

Die Herren stiegen die breiten Treppen hinauf, um sich in den Sitzungssaal zu begeben.

Franz von Platten schritt neben dem Prinzen her und flüsterte ihm leise zu:

— Nehmen Sie sich vor diesen Leuten in Acht, Hoheit!

Der Prinz sah sich erstaunt nach ihm um.

— Hoheit, flüsterte der junge Kavalier, ich glaube, unser Platz ist nicht unter diesen Leuten. Wohlbrecht spielt ein falsches Spiel.

— Dann ist es zu spät, um zurückzutreten, erwiederte der Prinz.

Franz von Platten schwieg. Eine Wolke düstern Unmuths lag auf seiner sonst so heitern Stirn. Sie betraten das Sitzungszimmer und die in demselben anwesenden Männer erhoben sich für einen Augenblick. In einen Halbkreis standen so viele Sessel geordnet, als es Mitglieder der provisorischen Regierung gab. Die übrigen Anwesenden gruppirten sich hinter denselben. Man bot dem Prinzen höflich einen Sessel, und nachdem Alle Platz genommen hatten, ergriff Wohlbrecht das Wort.

— Meine Herren, sagte er, die Sie von einem großen und freien Volke abgesandt worden sind, um diejenigen Maßregeln zu berathen, die zur Befestigung unserer neuen, so überaus glücklich errungenen Institutionen dienen können, wir

haben vor Allem eine Pflicht, die zu erfüllen wir nicht verabsäumen wollen — das ist der Dank gegen die Nation, die bei Erkämpfung der Freiheit so treulich zu uns gestanden und auf's Neue bewiesen hat, wie der Geist ihrer Ueberlieferungen gewaltig, in selbstbewußter Kraft in ihr lebendig ist. Ich werde mir erlauben, Ihnen, meine Herren, einen darauf bezüglichen Erlaß an unser Volk vorzulesen.

Der Advokat verlas das Aktenstück. Die Anwesenden erhoben sich zum Zeichen des Einverständnisses, indem sie einen Augenblick ihr Haupt entblößten, das sie als Vertreter des souverainen Volkes bisher bedeckt gehabt hatten.

Nachdem dies geschehen, fuhr der Advokat wieder fort:

— Nachdem diese Pflicht erfüllt ist, meine Herren, wollen wir auf der betretenen Bahn fortschreiten, uns aber keinen Augenblick verhehlen, daß uns die Lösung ungeheurer Schwierigkeiten bevorsteht. Vor allen Dingen bedürfen unsere Beziehungen zu den Nachbarstaaten einer genauen Erwägung. Es sind Unterhandlungen anzuknüpfen und Verträge abzuschließen. Unsere Armee muß reorganisirt, die Volkswehr neu geschaffen, in feste, verwendungsfähige Corps ge-

theilt und mit Befehlshabern versehen werden. Die innere Verwaltung des Landes, mannigfach alterirt durch die Flucht eidvergessener Beamten, erfordert in vielen Beziehungen eine gänzliche Umwandlung. Alle diese verschiedenen Schwierigkeiten sind nur auf einem Wege zu beseitigen, nämlich dadurch, daß Sie aus Ihrer Mitte einen Mann wählen, der, in das Centrum der Bewegung tretend, im Stande ist, die verwickelten Fäden des Staatsorganismus durch seine Hand laufen zu lassen und dadurch Ihren Beschlüssen Einheit und Lebensfähigkeit zu geben.

Sie sind hauptsächlich zu diesem Zweck heute hier zusammengekommen, meine Herren. Von der außerordentlichen Wichtigkeit des Moments ergriffen, werden Sie diesem Lande einen Führer geben, der allen jenen Anforderungen zu entsprechen im Stande sein wird. Er bedarf dazu mannigfacher Fähigkeiten und muß vor allen Dingen den auswärtigen Mächten gegenüber eine Würde bewahren, welche dieser großen und freien Nation geziemt.

Ich erlaube mir, Ihnen zu dieser Stelle einen Mann vorzuschlagen, der meiner Ansicht nach alle Eigenschaften, die dazu erforderlich sind, in sich vereinigt. Aus einem erlauchten Hause ent-

sprossen, wird er den fremden Mächten gegenüber als vollkommen gleichberechtigt erscheinen, mit allen Mitteln staatsmännischer Bildung ausgerüstet, wird er im Stande sein, die Verhältnisse der Nation zu übersehen, und endlich, von einer glühenden Liebe zur Freiheit und zu seinem Volke durchdrungen, wird er nicht der Herrscher, sondern der erste exekutive Beamte der Nation sein, der, an der Spitze der Verwaltung wie der Volksvertretung stehend, nach allen Seiten hin seine ganze Kraft daran setzen wird, die Freiheit zu schützen und dieser großen Nation die Stellung zu bewahren, die ihr unter den Völkern Europa's einzunehmen gebührt. Dieser Mann ist der Prinz Ludwig.

Eine tiefe Stille trat ein. Die Abgeordneten erhoben sich und entblößten ihr Haupt. Der Prinz ergriff das Wort.

— Meine Herren, sagte er, wenn ich jetzt unter Sie trete, nachdem ich zwanzig Jahre lang aus meinem Vaterlande verbannt gewesen bin, so geschieht dies nicht, ohne daß ich es gelernt hätte, dem Zeitgeiste das Opfer darzubringen, das er erheischt. Wenn ich unter Sie trete, so ist es nicht ein Prinz dieses Landes, sondern ein Bürger, der Theil nehmen möchte an der ge-

waltigen Bewegung dieser Zeit, so ist es ein Mann, den eine bittere Schule gelehrt hat, das Heil der Nation in freier Selbstbestimmung und unbeschränkter Wahl Derer zu den hohen Aemtern des Staates zu sehen, die das Vertrauen der Nation genießen, und der auch gelernt hat, dies Vertrauen für den schönsten Lohn staatsmännischer Wirksamkeit anzusehen.

Es ist eine Stimme laut geworden, welche die Augen des Landes auf mich, als auf denjenigen zu lenken versuchte, der würdig wäre, den Posten eines ersten Beamten der Republik einzunehmen. Ich weiß, daß, wenn dies geschähe, diese Vertrauensäußerung mich mit stolzer Freude erfüllen würde; aber ich würde mir auch sagen, daß ein Theil dieses Vertrauens von mir erst verdient werden müsse, der Theil nämlich, meine Herren, welcher auf Rechnung jener geheiligten Traditionen zu setzen ist, die mein Haus umgeben. Mein Stolz würde es sein, diesen Theil mir persönlich zu verdienen.

Der Prinz schwieg. Die Abgeordneten beriethen sich leise. Hier und da widersprach man der Wahl des Prinzen und deutete auf Wohlbrecht, der geschäftig von Einem zum Andern ging und zu Gunsten des Prinzen redete. Man war

indessen bald einig in Bezug auf die Wahl des Prinzen. Die Worte Wohlbrechts, sowie seine eigenen, hatten alle Sympathien für sein Haus wachgerufen. Seine Wahl schien unzweifelhaft.

Aber plötzlich sahen sich die Abgeordneten erstaunt, fast erschreckt an. Von unten schallte ein tausendstimmiges Geschrei herauf. Man konnte hier oben aber nichts verstehen. Es war wie das Brausen des Sturmes.

— Was ist das? fragte man.

Man öffnete ein Fenster. Das Volk schaarte sich unten um einige Redner, die von schnell errichteten Bühnen zu ihm sprachen. Bald unterbrach neues Geschrei die Worte derselben. Fünf oder sechs Männer wurden im Triumph nach dem Schlosse getragen und an der großen Freitreppe abgesetzt. Sie durchschritten rasch die Korridors, stiegen die Treppen hinauf und langten trotz der Gegenwehr der Bürgergardisten vor dem Sitzungszimmer an.

Aber die vor dem Zimmer aufgestellten Posten verwehrten ihnen den Eintritt, in Folge dessen ein heftiger Wortwechsel entstand.

— Hier tritt Niemand ein, riefen die Gardisten, der nicht zur provisorischen Regierung gehört.

— Alle Teufel, ich kehre mich nicht daran.

— Zurück!

— Wir wollen zu unseren Abgeordneten. Wollt Ihr dem Volke unten zum Opfer fallen? Hört nur! Macht Platz, oder wehe Euch!

Die Gardisten wichen scheu zurück und senkten die Musketen. In demselben Augenblick öffnete sich die Thür des Sitzungszimmers und Wohlbrecht erschien auf der Schwelle.

— Was ist das hier für ein Lärm? fragte er streng.

Die Männer der soeben heraufgestürmten Deputation traten vor und einer sagte:

— Wir bitten um die Erlaubniß, Herr Wohlbrecht, mit den Herren von der provisorischen Regierung zu reden.

— Ich werde Ihnen sogleich Antwort geben, meine Herren.

Der Advokat trat in das Zimmer zurück und berieth mit den Uebrigen.

— Wir müssen sie einlassen! war der allgemeine Schluß.

Die Männer traten ein. Es waren Gestalten von imponirender Kraft, aber ihren Gesichtern war der Stempel äußerster Rohheit aufgeprägt. Sie gehörten offenbar dem Arbeiter=

stande an. Dies zeigten ihre schwieligen Hände und rauhhaarigen Arme, die sie zum Theil entblößt oder unter zerrissenen Hemden wenig verborgen trugen.

— Was bringen Sie, meine Herren? fragte Wohlbrecht, nachdem die Thür sich hinter diesen Gästen geschlossen hatte.

Der Sprecher der Deputation, ein kleiner, breitschulteriger Kerl, trat vor, und seinen Hut in der Hand drehend, sagte er:

— Da unten sind viele Männer, die gehört haben, wir sollten wieder einen Fürsten bekommen —

Der Sprecher warf bei diesen Worten einen Blick auf den Prinzen.

— Aber wir wollen keinen Fürsten wieder, fuhr er dann fort. Wir haben den Einen nicht davon gejagt, um den Andern aufzunehmen. Bei Gott, die Männer da unten wollen das nicht dulden.

Wohlbrecht unterbrach ihn.

— Sie vergessen, sagte er, daß heute Mittag die Republik proklamirt worden ist. Es handelt sich nicht um die Wahl eines neuen Fürsten, sondern um die Wahl eines Präsidenten der Republik.

— Wir wissen sehr gut, sagte der breitschulterige Arbeiter, daß wir eine Republik haben, aber wir wollen sie auch behalten. Kein Fürst soll je wieder hier herrschen.

— Aber es muß doch ein Präsident gewählt werden.

— Ja wohl. Das Volk da unten hat sich aber einmal in den Kopf gesetzt, Sie, Herr Wohlbrecht, sollen Präsident werden. Sie kennen uns und wissen besser, was uns fehlt, als ein Prinz. Sie sollen Präsident sein.

Die übrigen Mitglieder der Deputation stimmten damit überein.

— Das ist keine freie Wahl! rief Herr von Platten entrüstet. Herr Wohlbrecht, Sie werden nicht auf die Stimme dieser Leute hören. Das wäre Terrorismus und einer solchen Versammlung unwürdig.

Der Prinz war sehr bleich geworden. Die Abgeordneten sahen sich betroffen an. Es fehlte diesen Leuten jeder Takt in einer solchen Lage. Wohlbrecht allein behielt seine klare Ueberlegenheit. Er wendete sich zu der Deputation, deren Mitglieder wüthende Blicke auf Platten warfen, und sagte ruhig:

— Gehen Sie, meine Herren. Hat die Be-

völkerung dieser Stadt nicht diese Herren hierhergeschickt, damit sie den ersten Beamten des Staates wählen? Es geziemt sich nicht für die Vertreter einer freien Nation, zu irgend einem Schritte gezwungen zu werden.

— Wir zwingen Niemand, lautete die Antwort, aber wir lassen uns auch nicht zwingen. Wir wissen ganz genau, was wir wollen, und, bei Gott, das soll uns werden. Hören Sie die Männer da unten?

Das Fenster stand noch offen. Man konnte jetzt die Worte, die unten geschrieen wurden, deutlich verstehen; sie lauteten:

— Nieder mit dem Prinzen! Es lebe Herr Wohlbrecht, der Präsident!

Wohlbrecht hatte ganz recht gehabt, als er sagte: Dies Volk ist wie ein unmündiges Kind! Dieselben Stimmen, die kurz vorher gerufen hatten: Es lebe der Prinz! riefen ihm jetzt ein Nieder! zu. Das ganze Experiment war durch die Worte einiger Schwätzer, welche im Dienste Wohlbrechts standen, fertig gemacht worden. Sie hatten das Volk um sich versammelt und ihm eindringlich gerathen, sich keinen neuen Fürsten aufdrängen zu lassen, und in Folge dessen schrie das ganze Volk:

— Nieder mit dem Prinzen!

Die Abgeordneten im Schlosse geriethen in Unruhe. Zwar hatten die Mitglieder der Deputation, nachdem sie so energisch ihren Willen geäußert hatten, das Zimmer verlassen, aber der terrorisirende Einfluß von unten ließ sich nicht wegleugnen. Wohlbrecht war zurückgetreten und betrachtete lächelnd die Scene. Er war ganz fest davon überzeugt, daß er nun gewählt werden würde. Aber er nahm noch immer die Miene an, als ob er die Wahl des Prinzen begünstige.

Die Abgeordneten hatten inzwischen die Stimmen gesammelt. Man hatte Wohlbrecht einstimmig gewählt. Einer von ihnen trat an's Fenster und verkündete dem Volke das Resultat. Ein tausendstimmiger Jubelruf antwortete darauf. Wohlbrecht ward anscheinend widerstrebend an das Fenster geführt, und das Geschrei der Menge verdoppelte sich. Die Geschütze, welche hinter dem Schlosse aufgestellt waren, wurden abgefeuert, und dazwischen schallte das Geläute der Glocken und das Geschrei des Volkes.

Es war ein Taumel, wie er die Menschen bisweilen zu ergreifen pflegt. Auf Wohlbrechts Antlitz leuchtete eine stolze Freude. Nun hatte er sein Ziel erreicht. Hohe Macht ruhte auf

seinen Schultern, vor ihm lag eine ganze Nation auf den Knieen.

Der Dämon des Jahrhunderts hatte gesiegt.

Von den Mitgliedern der provisorischen Regierung begleitet, schritt Wohlbrecht die Treppen hinab. Die Wachen salutirten. An dem Portale angelangt, warf er einen langen Blick über die wogende Menschenmenge. Er sah einen Wagen sich durch dieselbe Bahn brechen, dem höhnende, verachtende Worte nachfolgten. Ein triumphirendes Lächeln flog über seine Züge. In diesem Wagen saßen der Prinz Ludwig und Herr von Platten. Der letzte Gegner war gefallen.

Wohlbrecht schritt die Stufen hinab, indem er nach allen Seiten hin grüßte. Ein Wagen war vorgefahren, um ihn nach seiner Wohnung zu bringen. Die Leute spannten augenblicklich die Pferde aus, Blumen regneten auf den Wagen nieder, in dem Wohlbrecht saß. Mehrere Männer hatten sich vor den Wagen gespannt und zogen den neuen Präsidenten durch die Stadt, gefolgt und umringt von der jubelnden Volksmenge, die wieder und wieder in den Ruf ausbrach:

— Es lebe Wohlbrecht, unser Präsident!

13.

Die Vergeltung wacht.

Am Abende desselben Tages verließ Herr Wohlbrecht seine Wohnung, die er in dem ehemaligen Hotel des Ministers von Bonfort genommen hatte. Ein Lakai stand vor der Hausthür mit dem gesattelten Pferde. Der Präsident der Republik schwang sich auf und ritt durch die festlich erleuchteten Straßen, in denen die Bürger, die sich jetzt wieder aus ihren Häusern herauswagten, auf und ab wogten. Der Präsident bemerkte bald einen Reiter, der ihm entgegen kam. Als er ihm ganz nahe war, hielt Wohlbrecht sein Pferd an.

— Guten Abend, Herr Wildung, redete er den Reiter an.

— Alle Teufel, Sie? Aha, ich erinnere mich. Ich bezeuge dem Herrn Präsidenten meine Hochachtung.

Wohlbrecht lachte.

— Wie gefällt Ihnen die Revolution? fragte er dann.

— Ganz gut, erwiederte Edgar, mit der

Reitpeitsche in der Luft umherfechtend. Ich finde das Ding verteufelt amüsant.

— Wollen Sie sich morgen früh bei mir einfinden? Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen.

— Sehr wohl, Herr Präsident. Darf ich fragen, in welcher Weise Sie über mich zu disponiren gedenken?

— Sie haben sich brav gehalten, Herr Wildung. Ihre Abtheilung war rasch und pünktlich. Die Republik wird Ihnen dafür danken. Wünschen Sie in der Armee oder im Civil-Departement eine Stelle?

— Wenn es sein kann, in der Armee. Ich bin dieser langweiligen Residenz überdrüssig. Ja, wenn Selina noch lebte! Aber jetzt muß ich etwas zu thun haben. Geben Sie mir nur eine Stelle im Heere.

— Gut. Die Ober-Befehlshaberstelle der Volkswehr in den Südprovinzen ist noch frei. Ich werde das Patent ausfertigen lassen. Sie werden hunderttausend Mann kommandiren.

— Eine schöne Zahl.

— Guten Abend, Herr Wildung. A propos, was macht Ihr Vater?

Edgar zuckte die Achseln.

— Er ist halb verrückt, antwortete er gleichgültig.

— Wollen Sie ihn bitten, morgen auf das Schloß zu kommen? Um elf Uhr, wenn es ihm gefällig ist.

— Sehr wohl, Herr Präsident.

Die beiden Reiter entfernten sich nach verschiedenen Richtungen. Edgar Wildung murmelte leise für sich:

— Hätte ich in meinem Leben doch nicht geglaubt, daß diesem Wohlbrecht sein abenteuerlicher Plan gelingen würde. An jenem Abend, als ich ihn zuerst sah, gegenüber von Selina's Wohnung, und er so demüthig und bescheiden sprach: Ich bin ein armer Mann! wer hätte da den zukünftigen Präsidenten der Republik in ihm geahnt? Jetzt theilt er Aemter aus und ist auf einmal aus einem armen Schlucker ein großer Mann geworden. Man muß von der Situation Nutzen ziehen. Wer weiß, wie lange dies Verhältniß dauert.

Unterdessen verfolgte Herr Wohlbrecht den Weg zu der Wohnung der Frau von Flemming. Er hatte sie am frühen Morgen dieses denkwürdigen Tages verlassen und während desselben nicht Zeit gefunden, an seine Tochter zu denken.

Mit um so größerem Stolze wendete sein Geist sich jetzt der bevorstehenden Scene zu. Der Augenblick war gekommen, in welchem er seine Tochter, das einzige Wesen, das er auf dieser Welt liebte, erheben konnte über ein ganzes Land, in welchem sie mit Stolz auf den Adel herabblicken konnte — sie, die Tochter des mächtigen Präsidenten. Er wollte es diejenigen, die sich für die Bevorzugten hielten, empfinden lassen, daß ihr Recht aufgehört habe und ein neues Zeitalter beginne, in welchem er und seine Tochter in selbsterrungener Macht an die Stelle der Menschen träten, deren ganzes Verdienst in einem geerbten Wappen bestand.

Wohlbrecht langte jetzt vor dem bescheidenen Hause in der Vorstadt an. Von ihm eingeladen, hatten sich Nördlinger, Amin und einige Andere dort versammelt, um dem Momente beizuwohnen, in welchem er seine Tochter in die Welt einzuführen beabsichtigte. Aber heute zum ersten Mal hatte das Schicksal es anders beschlossen, als der Wille dieses Mannes erheischte.

Wir müssen wiederum in den Ereignissen etwas zurückgreifen.

Etwa eine Stunde, bevor Herr Wohlbrecht seine Wohnung verließ, um sich zu Frau von

Flemming zu begeben, befanden sich an der Hinterseite des Schlosses, die an weit ausgedehnte Gärten stieß, zwei Männer in Blousen. Sie schienen Ursache zu haben, sich zu verbergen, denn sie hatten ein dichtes Gebüsch von Lebensbäumen, die hier sehr üppig standen, aufgesucht, und man hätte auf wenige Schritte Entfernung vorübergehen können, ohne sie zu bemerken. Ihre Augen waren auf den rechten Flügel des vor ihnen liegenden kolossalen Gebäudes gerichtet, während sie sich mit gedämpfter Stimme unterhielten.

— Wie die Zeit schleicht, sagte der Eine, ein junger Mann von edlem, männlichen Aussehen.

— Eine seltsame Mission, entgegnete der Andere. Wir schleichen wie Diebe zu unserm Eigenthum. Wir müssen sehr unglücklich sein, daß uns das Schicksal solche Arbeit auferlegt.

— Und doch gingen Sie freiwillig hierher, Luitpold, ja, sogar gegen den ausdrücklichen Befehl Ihres Vaters.

— Mein armer Vater! Durfte ich ihm diese Beruhigung versagen? Er ängstigte sich so sehr dieser Papiere wegen. Ich werde mich stolz als seinen Sohn fühlen, wenn ich sie ihm wiederbringe.

— Sie hätten mich allein gehen lassen sollen. Möchten diese Meuterer mit mir beginnen, was sie wollten. Aber Ihr Leben, Luitpold —

— Ist das Leben eines braven Kavaliers, sonst nichts.

— Bei Gott, eines Braven.

— Was sind wir jetzt? Mein Vater vertrieben —

— Er wird zurückkehren.

— Vielleicht. Doch wer kann voraussehen, was geschehen und wo dieser Sturm enden wird? Ein entthronter Fürst ist unglücklicher, als jeder Andere, der sein Vaterland verloren hat, denn er wird von dem Vorwurfe gepeinigt, die Zündmasse in seinem Lande hervorgerufen zu haben.

— Wollen Sie das auf Ihren Herrn Vater anwenden? Gab es jemals einen gerechteren, liebenswürdigeren Fürsten? Weil eine Handvoll Taugenichtse eine Revolution hervorgerufen und diese Schufte von eidvergessenen Soldaten ihrer Fahne untreu wurden, deshalb sollte der Fürst sich Vorwürfe machen? Nein, Luitpold, auf das Haupt des Fürsten falle kein Tadel, aber Fluch über das Land, das so schmachvollen Undank geübt.

Luitpold wendete seinen Blick wieder nach dem Schlosse.

— Es ist bald Zeit, Rudolf, sagte er.

— Noch ist es zu hell. Können Sie das Fenster noch deutlich sehen.

— Gewiß. Der alte Johann muß indessen längst oben sein.

— Diese Burschen scheinen nicht zu weichen.

— Sie haben ihre Präsidenten-Wahl heute in dem kleinen Empfangssaale abgehalten.

— Woher wissen Sie das?

— Der Johann hat es mir erzählt. Dem alten Manne liefen dabei die Thränen über die Backen. Er hatte sich eine Blouse angezogen und mitten unter die Menge gedrängt. Er hätte schon dort weinen mögen vor Wuth, als die Kerle durch alle Zimmer gegangen wären, selbst durch die Gemächer der Prinzessinnen, und hätten dabei stinkenden Tabak geraucht. Die Entrüstung des alten Mannes hat eine sonderbare Richtung genommen. Mich kränkt das gerade am allerwenigsten.

— Es war das Departement des alten Kammerdieners. In seinem Schmerze liegt etwas Rührendes.

— Ja, und in dem ganzen Unheil eine ernste Mahnung. Wenn ich jemals den Thron meiner Väter besteigen sollte, so wünschte ich, daß mich

Jemand an den heutigen Tag erinnere. Sie müssen das thun, Rudolf. Ich gebe Ihnen in dieser Stunde ein heiliges Recht dazu, in dieser Stunde, in welcher Sie zu mir stehen, wie ein wahrer Freund und wackerer Kavalier. Mein Vater hat sich gewiß nicht oft genug an die Vergänglichkeit irdischer Macht erinnert. Vielleicht wäre Manches anders geworden. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß große Fehler gemacht worden sind. Aber wir wollen deshalb nicht verzagen, sondern von der Zeit lernen; sie ist die beste Lehrmeisterin.

— Doch diese Zeit ist ungerecht und gewaltthätig; diese Bewegung beruht auf Prinzipien des Umsturzes, die dem Laster, der Selbstsucht der großen Menge schmeicheln, um ihn dadurch für sich zu gewinnen. Sie kann keinen Bestand haben.

— Was Sie sagen, Rudolf, ist wahr, und auch wieder nicht wahr. Wohl sind es sittliche Gebrechen, welche die Führer der Revolution leiten, aber sie würden niemals im Volke Boden gefunden haben, wenn nicht ein tiefbegründetes Sehnen nach besseren Zuständen vorhanden gewesen wäre. Der Zündstoff war also da, nur der Zünder war ein zufälliger, ein von ungefähr

hinzutretender. Wir wollen lernen, das Land so zu regieren, daß die Ansammlung jenes Zündstoffes eine Unmöglichkeit wird.

— Sehen Sie, Luitpold, dort ist das verabredete Signal.

Die beiden jungen Leute blickten in die Höhe. Eins der obersten Fenster des Schlosses öffnete sich und ein weißes Tuch flatterte einen Augenblick in der Luft. Die Dämmerung hatte sich bereits niedergesenkt und die rothen Abendwolken standen in zarter Zeichnung am Himmel.

Die beiden jungen Männer verließen ihr Versteck und schritten mit sorgloser Miene auf das Schloß zu. Eine Thür am rechten Flügel desselben stand offen. Sie gelangten über eine schmale Treppe in den Hauptkorridor und stiegen die breiten Treppen hinauf. Außer einigen Posten am Hauptportale schien das ganze Schloß verlassen zu sein. Im zweiten Stockwerk empfing sie ein alter Mann, ebenfalls in eine Blouse gekleidet.

— Es ist alles sicher, flüsterte er. Kommen Sie schnell.

Die drei Männer eilten über den breiten Vorplatz nach einer Zimmerreihe, die früher nur von dem Fürsten bewohnt wurde. Die Thüren standen alle offen. Sie durchschritten rasch zwei

Gemächer und gelangten in ein drittes, das, nach dem Garten zu liegend, sehr freundlich und hell war, deshalb auch als Arbeitszimmer vom Fürsten benutzt wurde. Luitpold eilte sogleich auf einen kleinen Bücherschrank zu, welcher der Thür gegenüberstand, und öffnete ihn. In einem kleinen Gefach stand eine Cassette von vortrefflicher Arbeit und mäßiger Größe.

— Hier sind die Papiere, sagte der junge Mann, indem er die Cassette öffnete.

Dann nahm er einige Briefe und andere Papiere heraus und setzte dieselbe wieder an ihren Platz. Das alles geschah in großer Hast. Nachdem er die Papiere in der Tasche seines faltigen Kittels verborgen hatte, sagte er:

— Nun vorwärts, ich bin fertig.

— Ich gehe jetzt direkt nach der Malthefer-Abtei, sagte der alte Mann. Dort stehen die Pferde. Mich hält Niemand hier auf. Warten Sie in Ihrem Versteck, bis es ganz dunkel geworden ist, und kommen Sie dann nach.

— Gut, Johann.

Die drei Männer stiegen die Treppen hinab. Der alte Mann ging, die Volkshymne pfeifend, voran und passirte ungenirt die Wachen, indem er die Hände in die Hosentaschen steckte.

Die beiden jungen Männer wollten denselben Weg nach dem Garten wieder einschlagen, als plötzlich eine rauhe Stimme rief:

— Halt, Bürger.

Zugleich streckte sich ihnen eine Muskete entgegen.

Luitpold und sein Begleiter wechselten einen bedeutungsvollen Blick.

— Wo kommt Ihr her, Bürger? fragte der Bürgergardist, der unglücklicherweise auf seiner Ronde den beiden Jünglingen begegnet war und dem der Schrecken, den ihnen sein Erscheinen für einen Augenblick verursacht hatte, nicht entgangen war.

— Aus dem Schlosse, antwortete Luitpold so fest wie möglich.

— Niemand darf in's Schloß, ohne die Erlaubniß des Präsidenten der Republik.

Der Gardist warf sich bei diesen Worten in Positur.

— Wo habt Ihr Euren Schein! setzte er streng hinzu.

— Wir glaubten nicht, daß es eines solchen bedürfe, sagte Rudolf.

— Habt Ihr die Bekanntmachung nicht gelesen, Freundchen? Ei, ei, da müßt Ihr schon

mit zur Hauptwache kommen. Hilft alles nichts. Vorwärts!

— Guter Freund, sagte Luitpold, nehmt ein Trinkgeld und laßt uns gehen.

Er hielt dem Posten ein Goldstück hin. Derselbe warf einen raschen Blick darauf, und es in seiner Hand verschwinden lassend, sagte er gutmüthig:

— Ihr scheint mir ein braver Kerl zu sein. Es lebe die Republik! Geht Eures Weges.

Luitpold wendete sich eben ab, um zu gehen, als ein rascher Tritt ertönte und ein junger Mann, mit dem dreifarbigen Bande geschmückt, zu der Gruppe trat.

— Was haben Sie mit diesen Leuten vor? herrschte er dem Bürgergardisten zu.

Der Soldat schulterte das Gewehr und erwiederte:

— O, gar nichts, Herr Oberst.

— Sie sollen auf Posten mit Niemand sprechen. Wer sind Sie, meine Herren? wendete er sich an die beiden jungen Leute.

Rudolf von Adlerskorn nahm eine stolze Haltung an und sagte:

— Wir richten an Sie dieselbe Frage, mein Herr!

Luitpold erbebte, als er die unvorsichtige Aeußerung seines Begleiters vernahm. Er sagte sogleich in höflichem Tone:

— Wir haben jedenfalls einen Offizier der Republik vor uns, der wohl befugt ist, eine solche Frage an uns zu richten.

— Sie wollen den Fehler Ihres Freundes wieder gut machen, sagte der Oberst seltsam lächelnd. Es ist stets unklug, mit denen unhöflich zu reden, welche die Gewalt in Händen haben. Ich habe das in meinem Leben auch einmal wahrgenommen.

Die drei jungen Männer hatten sich in diesem Augenblick gegenseitig erkannt. Der jetzige Oberst der Republik, Paul von Schlichtang, war ein ehemaliger Offizier der fürstlichen Garde, der wegen einer Beleidigung, die er sich gegen den Prinzen Luitpold hatte zu Schulden kommen lassen, seinen Abschied in ungnädiger Weise erhalten und sich nun der Revolution, hauptsächlich aus persönlichem Hasse gegen das fürstliche Haus, angeschlossen hatte. Der Leser wird längst errathen haben, daß der Eine der beiden jungen Leute, mit denen der Oberst hier so unerwartet zusammentraf, der Prinz Luitpold, der Andere der Baron Rudolf von Adlerskorn war.

Der Prinz dachte in einem Augenblick an alle Consequenzen dieses unangenehmen Zwischenfalles. Er wußte, daß er von der Rache dieses Menschen das Aeußerste zu erwarten hatte, und wappnete sich mannhaft gegen die zagenden Empfindungen, die sich seiner bemächtigen wollten. Der Oberst wendete sich jetzt mit einem schlecht maskirten höhnischen Lächeln zu dem Prinzen und sagte:

— Der Zufall spielt oft sonderbar, Hoheit. Erinnern Sie sich noch des Tages, an welchem ein rasches Wort von mir gegen Sie mich meine Stelle kostete? Heute sind Sie in meiner Gewalt. Vielleicht kann ein Wort von mir Sie heute noch mehr kosten.

— Mag die Verfassung dieses Landes gegenwärtig sein, welche sie wolle, entgegnete der Prinz kalt, so bin ich doch des zuversichtlichen Glaubens, daß ein Anderer über mich richten wird, als Sie, und daß ein anderes Gesetz gilt, als das, welches niedere Rachsucht eingiebt.

— Bei Gott, noch viel Stolz im Unglück! rief der Oberst.

— Im Unglück stolz sein, zeugt von edler Gesinnung, sagte Herr von Adlerskorn dazwischentretend, während im Glück übermüthig sein, eine

niedere, ehrlose Denkweise kundgiebt. Mein Herr, wenn Sie ein Kavalier sind, so gilt dies Ihnen persönlich.

— Rudolf! sagte der Prinz vorwurfsvoll.

Der Oberst lachte höhnisch.

— Von Ihnen, Herr von Adlerskorn, der Sie es immer so gut verstanden haben, sich bei den Großen dieser Erde einzuschmeicheln, ist bis jetzt noch nicht die Rede. Vorläufig, meine Herren, sind Sie meine Gefangenen im Namen der Republik. Die Nation wird sich freuen, daß man wenigstens ein Glied des erlauchten und geliebten Fürstenhauses hat bewegen können, hier zu bleiben. Folgen Sie mir!

— Ich verlange, sofort zu dem Präsidenten der Republik geführt zu werden, sagte der Prinz lebhaft.

— Sie haben gar nichts zu verlangen, mein Prinz, entgegnete der Republikaner kalt. Damit Sie indessen sehen, wie wenig Ihnen die Berufung auf den Präsidenten hilft, so soll Ihrem Wunsche entsprochen werden.

Luitpold und sein Begleiter gingen auf das Portal zu. Eine Abtheilung Bürgergarde bildete eine Eskorte. Draußen sagte der Prinz:

— Darf ich mir als eine Vergünstigung

ausbitten, bis zum Hause des Präsidenten fahren zu dürfen?

— Gewiß, mein Prinz.

Der Oberst winkte einen Wagen herbei. Der Prinz und sein Begleiter nebst dem Oberst stiegen ein. Den vierten Sitz nahm ein anderer republikanischer Offizier ein, welchen der Letztere herbeigerufen hatte. Zwei Soldaten bestiegen den Bock, zwei andere den Tritt hinter dem Wagen.

Bei der Wohnung des Präsidenten angelangt, erhielt der Oberst von dem dort diensthuenden Offizier die Meldung, daß der Präsident nicht zu Hause sei. Auf Befragen fügte der Offizier hinzu, daß der Präsident in der Linksstraße 26 anzutreffen sei. Der Oberst befahl dem Kutscher, dorthin zu fahren.

Der Wagen langte in demselben Momente an dem Eingange der kurzen Straße an, als der Präsident vor der Wohnung der Frau von Flemming vom Pferde stieg. Ein Diener sprang hinzu, das Pferd zu halten, und Wohlbrecht drehte sich in diesem Augenblick um, durch das Rasseln des Wagens aufmerksam gemacht. Er sah die Musketen blinken, und etwas Außerordentliches vermuthend, blieb er auf der Treppe

stehen. Der Wagen rollte heran und der Oberst sprang sofort heraus, um seine Meldung zu machen. In diesem Augenblick beugte sich auch der andere Offizier aus dem Wagen, wurde aber sogleich durch einen heftigen Stoß herausgeschleudert. Zugleich sprangen Luitpold und Rudolf aus dem Wagen. Der Oberst drehte sich rasch um und zog den Degen. Ebenso rasch hatte Rudolf von Adlerskorn ein Pistol herausgerissen und es auf den Oberst abgefeuert. Zugleich aber fühlten sich Luitpold und Rudolf von hinten durch kräftige Arme festgehalten. Die rasch von dem Wagen gesprungenen Musketiere waren noch zeitig genug gekommen, um die Flucht der beiden Gefangenen zu verhindern.

Der Oberst lag blutend auf dem Boden. Der andere Offizier, der sich von seinem Fall erholt hatte, befahl, die beiden Gefangenen zu fesseln und wendete sich dann zu dem Präsidenten, dem er seine Meldung machte.

Der Präsident trat näher.

— Seltsam, Hoheit, sagte er, wie wir uns hier wiedersehen. Sie sind heute der Gefangene der Republik. Unglücklicher, sie wird den Tod eines ihrer besten Offiziere schwer rächen.

— Sagen Sie, den Tod eines Schuftes, er-

wiederte Luitpold mit finsterer Miene. Ich trotze der Republik.

— Wir werden sehen.

In diesem Augenblick ward ein Fenster des Hauses hastig aufgerissen und eine gellende Stimme rief:

— Luitpold!

Der Prinz hob den Kopf und schien jetzt erst zu bemerken, wo er war. In diesem Hause hatte er manchen süßen Traum geträumt. Die Wirklichkeit war jetzt bitter genug, um ihn durch den Gegensatz daran zu mahnen. Im geöffneten Fenster stand Elsbeth, bleich wie eine Lilie. Sie sah einen Moment nur den Geliebten in der Mitte Bewaffneter. Dann warf sie das Fenster zu und stürzte aus dem Hause hinaus mit dem Rufe:

— Luitpold, was ist geschehen?

Es war ein Moment der höchsten Spannung. Der Präsident stand da, wie Jemand, der, von einem schweren, bangen Traum befangen, ihn gern abschütteln möchte, ohne es zu können. Seine Muskeln arbeiteten krampfhaft, zuckend. Mit seltsam weichem und doch zürnendem Ausdruck rief er:

— Elsbeth, was thust Du?

Das junge Mädchen wendete sich zu ihm und sagte betroffen, indem eine tiefe Gluth ihr Antlitz bedeckte:

— Mein Vater!

Der Prinz wendete sich zum Präsidenten.

— Herr Präsident, sagte er stolz, ich glaube, es ist unser Aller unwürdig, diese Scene auf der Straße zu Ende zu führen.

Der Präsident schien bei diesen Worten aus seinem erstarrenden Traume zu erwachen.

— Bringt den Verwundeten in seine Wohnung, sagte er, und die Gefangenen zum Verhör in dies Haus.

Nach diesen Worten ergriff der Präsident die Hand seiner Tochter und führte die fast Bewußtlose in das Haus.

Die Bürgergardisten besetzten den Korridor. Die Gefangenen betraten ein kleines Zimmer, in welchem sich Frau von Flemming befand. Ein Wink des Präsidenten bewog sie, mit Elsbeth das Zimmer zu verlassen. Herr Wohlbrecht hatte in der kurzen Zwischenzeit Muße gehabt, sich diesen sonderbaren Auftritt zu erklären. Eine gewaltige Erschütterung hatte sich in Folge dessen seiner bemächtigt. Er ging mit großen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab. Dann

blieb er vor dem Prinzen stehen und sagte mit eisiger Ruhe:

— Beichten Sie!

— Ich habe Ihnen nichts zu sagen, entgegnete der Prinz stolz.

— Ha, Knabe! Ich werde Sie tödten lassen, mein Herr — erschießen, wie einen Lump. Wissen Sie das?

— Ich weiß, daß Sie die Macht dazu haben und daß Sie dessen fähig sind. Dennoch habe ich Ihnen nichts zu sagen.

— Viel Muth, fürwahr, sagte der Präsident für sich, indem er seinen durchdringenden Blick auf den Prinzen heftete. Ich würde Sie bewundern, wenn Sie — kein Prinz wären.

— Ich geize nicht nach der Achtung eines Meuterers.

— Ha, Bursche, nimm Deine Zunge in Acht. Ich könnte die Geduld verlieren.

— Ich fürchte das nicht. Legen Sie Ihre Hand an mich, an einen Prinzen, und Europa wird sich nicht wundern, daß eine solche That von Leuten geschieht, die das Gefühl menschlicher Gerechtigkeit für nichts achten. Aber Europa wird aufstehen, um diese That zu rächen und die göttliche Gerechtigkeit zu repräsentiren.

— Sie sprechen wie ein Buch. Wollen Sie nicht Dienste bei der hohen Republik nehmen? Sie wären sehr brauchbar.

Der Prinz antwortete nicht. Er wendete sich nur ab und spie aus. Dann hob er sein Antlitz wieder, das einen freien, entschlossenen Ausdruck hatte.

Der Präsident lachte höhnisch. Aber plötzlich ernst werdend, sagte er:

— Die Republik wird zur Zeit mit Ihnen abrechnen. Meine Rechnung mit Ihnen ist eine andere. Ich frage Sie, als der Vater jenes Mädchens: Was haben Sie mit Elsbeth zu schaffen?

Der Prinz schwieg. Eine nicht zu verhehlende Unruhe malte sich in seinen schönen Zügen.

— Ich will es Ihnen sagen, fuhr der Präsident fort. Sie haben das schöne Bürgermädchen geliebt, wie vornehme Herren solche Geschöpfe zu lieben pflegen — zum Zeitvertreib in müßigen Stunden. Ist es nicht so? Warum schweigen Sie? Hat Ihr stolzer Muth Sie so schnell verlassen?

— Sie fragen mich das als Vater Elsbeths. Ich will Ihnen darauf antworten. Ja, ich habe Elsbeth geliebt, aber ohne zu wissen, daß sie

Ihre Tochter ist. Ich hätte mir lieber mein Herz selbst aus der Brust gerissen, als die Tochter des Mannes geliebt, der die Herzen eines Volkes vergiftet. Ich habe mit Ihnen nichts mehr zu schaffen. Mögen Sie jenes Mädchen erzeugt haben, ihr Vater sind Sie nicht in des Wortes edler, hoher Bedeutung. Ich stehe vor dem Präsidenten der Republik, nicht vor dem Vater Elsbeths.

— Nicht doch, mein Prinz. Glücklicherweise vereinige ich beide Aemter in einer Person. Sie sollen sich weder über den Vater Elsbeths, noch über den Präsidenten der Republik zu beklagen haben. Ersterer giebt Ihnen seine Tochter zum Weibe und Letzterer läßt Sie als Landesverräther erschießen. Ja, mein Prinz, Sie werden innerhalb vierundzwanzig Stunden der Mann meiner Tochter und eine Leiche sein. Glauben Sie, ich sei ein Knabe? Bei Gott, an der Ehre meiner Tochter soll kein Makel haften bleiben und den Gesetzen kein Deut von ihrer Geltung genommen werden!

Bei diesen Worten des Präsidenten hörte man aus dem Nebengemache einen gellenden Schrei.

Des Prinzen Antlitz überzog eine fahle Blässe. Rudolf von Adlerskorn aber rief schneidend:

— Sie werden das nicht wagen, Herr Präsident. Ganz Europa wird dagegen aufstehen.

— Wagen? sagte der Präsident kalt. Ich dächte, Sie brauchten mir nicht zu sagen, was ich wagen darf.

Er öffnete die Thür und rief nach dem wachthabenden Offizier.

— Wie steht es mit dem Oberst von Schlichtang? fragte er den Eintretenden.

— Er ist todt, Herr Präsident.

— Führen Sie die Gefangenen in's Stadtgefängniß. Sie bürgen mit Ihrem Kopfe für sie. Nehmen Sie eine starke Eskorte. Aber hören Sie: Sie bürgen mit Ihrem Kopfe für die Gefangenen!

— Zu Befehl, Herr Präsident.

Die Gefangenen wurden abgeführt. Der Präsident trat in das nebenliegende Zimmer, wo er Frau von Flemming mit Elsbeth beschäftigt fand, die bewußtlos auf dem Sopha lag.

— Was ist mit Elsbeth vorgegangen? fragte er beim Eintreten.

Frau von Flemming wendete sich um und ergoß einen Strom von Vorwürfen über den Präsidenten.

— Sie haben Ihr Kind getödtet, rief sie.

Konnten Sie nicht so viel Rücksicht auf Elsbeths Gefühle nehmen, daß Sie ihr im ersten Augenblick diese Scene ersparten? Wir verstanden hier jedes Wort. Als Sie mit tödtlicher Ruhe das entsetzliche Urtheil über den unglücklichen Prinzen aussprachen, brach das arme Kind mit einem Schrei zusammen. Sie haben sie getödtet! Wohl ist es wahr, was der Prinz sagte — Sie sind nicht Elsbeths Vater, sondern ein erbarmungsloser Tyrann!

— Schweig', Kupplerin! donnerte der Präsident. Wer anders trägt die Schuld, als Du? Habe ich Dir Elsbeth deshalb anvertraut, damit Du sie diesem vornehmen Wüstling in die Hände spielen sollst? Ha, auch Dich wird die verdiente Strafe treffen!

— Recht so, mein Herr, häufen Sie Unrecht auf Unrecht. Man wird eines Tages hören, daß auch für Sie die gerechte Strafe gekommen ist. Sehen Sie mich noch so wüthend an, ich fürchte Sie nicht. Da, nehmen Sie die Leiche Ihres Kindes, das Sie gemordet haben.

Und Frau von Flemming riß das Tuch von Elsbeths Gesicht, mit dem sie es bedeckt hatte.

Der Präsident ward bleich und wankte einen Augenblick.

— Sie ist nicht todt! murmelte er. Sie darf nicht todt sein! setzte er heftiger hinzu. Wecke sie auf, Kupplerin!

— Erwecken Sie sie doch, Sie neuer Herrgott, der da glaubt, dem alten Gott in's Handwerk pfuschen zu dürfen. Es muß Ihnen ja ein Kleines sein, Todte aufzuerwecken.

Wohlbrecht hörte diese Worte nicht. Er beugte sich über Elsbeth und flüsterte leise ihren Namen, indem er ihre Hand in die seine nahm und sie sanft drückte. Dann rief er laut ihren Namen.

Elsbeth war nicht todt. Das Entsetzen über ihres Vaters Härte hatte sich nur krampfhaft um ihr Herz gelegt. Jetzt zuckte es erst einige Male über ihren Körper, dann öffnete sie die Augen. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Dann rief sie laut:

— Luitpold!

Aber plötzlich, wie von einer unnennbaren Angst ergriffen, sprang sie mit gewaltiger Anstrengung auf, und sich mit geisterhaft stieren Blicken umsehend, rief sie laut:

— Luitpold, wo bist Du? Luitpold! Luitpold!

Ihr Blick begegnete dem ihres Vaters. Der Präsident sagte leise:

— Elsbeth, mein theures Kind!

Wohlbrecht trat einen Schritt auf seine Tochter zu. Aber das Mädchen stieß einen Schrei aus und stürzte auf Frau von Flemming zu.

— Tante, kreischte sie, er will ihn tödten! Wehe, wehe! O, der schöne Mann! Sie werden auf ihn schießen und er wird sterben. Dann werden sie ihn in einen Sarg legen und begraben. Er soll dann schlafen, der arme Luitpold. Ich will aber zu ihm gehen und ihn in den Schlaf singen. So will ich singen —

Elsbeth schlang ihren Arm um Frau von Flemming und begann eine seltsame, getragene Melodie zu singen.

— O, mein Gott, kreischte die alte Dame, die Unglückliche ist wahnsinnig.

— Ruhig, sagte der Präsident in finsterem Tone, der Paroxysmus wird vorübergehen.

Und sein Wort schien wahr zu werden. Die Spannung in Elsbeths Zügen ließ allmälig nach, ihr Arm sank herab. Der Präsident erfaßte ihre Hand und zog sie neben sich auf das Sopha.

— Höre mich ruhig an, meine Tochter, sagte er sanft.

Elsbeth sah ihn mit einem nichtssagenden Blicke an; sie schien ihn kaum zu verstehen. Der Präsident fuhr fort:

— Du hast bis jetzt vom Leben fast noch nichts kennen gelernt. Ich bin heute gekommen, um Dich zu einem Dasein stolzer Freude zu erheben. Du hast nicht den Stand Deines Vaters, ja nicht einmal seinen wahren Namen gekannt, weil ich wollte, daß Du ihn erst erfahren solltest, wenn mein Name der erste in diesem Lande wäre. Heute ist dieser Tag. Ich bin der Präsident der mächtigen Republik, die heute auf den Trümmern einer morschen Monarchie entstanden ist.

Wohlbrecht hielt inne, um den Eindruck zu beobachten, den seine Worte auf seine Tochter machten. Aber Elsbeth gab kein Zeichen von Interesse, ja, ihr ungewisser Blick ließ bezweifeln, daß sie ihn überhaupt verstanden habe. Wohlbrecht fuhr fort:

— Als die Tochter des ersten Beamten des Staates bist Du hochgeehrt. Deine Schönheit und Deine Bildung, im Verein mit Deiner hohen Stellung, sichern Dir die erste Stelle in unserm gesellschaftlichen Leben. Wir werden selbst ein großes Haus machen und eine Reihe von Festlichkeiten wird bald beginnen. Du wirst eine Reihe Zimmer in meinem Hotel bewohnen.

Wieder hielt der Präsident einen Augenblick

inne. Noch immer stand dieselbe Apathie auf dem Gesicht seiner Tochter geschrieben.

— Es thut mir leid, fuhr er fort, daß Deine jugendliche Unbesonnenheit Dich zu einem Schritte verleitet hat, der Deiner Ehre wesentlich schaden könnte, wenn Du nicht meine Tochter wärest, so aber wird keine Zunge wagen, einen Tadel auf Dich zu werfen. Was Dein Verhältniß zu dem Prinzen Luitpold anlangt, so mußt Du das vergessen. Er wird binnen vierundzwanzig Stunden Dein Gatte werden. Dann wirst Du ihn nie wiedersehen.

Bei Nennung des geliebten Namens hatte Elsbeth plötzlich Zeichen höchster Aufmerksamkeit gegeben. Jetzt stürzte sie plötzlich vor ihrem Vater nieder, und seine Kniee umfassend, rief sie in erschütterndem Tone:

— Gnade, Gnade — ich liebe ihn so sehr! O, ich habe ihn heute gesehen zwischen den entsetzlichen Männern. Dann der Schuß — Gnade, Gnade — ich bin sein Weib — ich trage sein Kind unter meinem Herzen!

Bei diesen Worten stieß sie der Präsident heftig von sich und rief aufspringend:

— Auch das noch? Verführt — entehrt! Das ist zu viel!

Er hielt sich wankend an der Sophalehne. Sein Blick ruhte einen Moment auf seiner Tochter, die schreiend von ihm getaumelt war, dann stürzte er mit den Worten auf Frau von Flemming zu:

— Ha, Kupplerin, Du sollst mir büßen!

Aber Frau von Flemming erwartete ihn nicht. Mit einem Sprunge hatte sie die Thür erreicht und floh, wie von Furien gepeitscht, durch das vordere Zimmer hinaus in die dunkle Nacht.

Wohlbrecht blieb allein mit seiner Tochter. Einen Augenblick preßte er die Hand gegen die Stirn, als ob da etwas säße, das ihn quälte. Dann wendete er sich nach seiner Tochter um. Sie war starr und bleich auf das Sopha gesunken. Der Ausdruck seines Gesichts veränderte sich zusehends. Etwas, das wir bei ihm nie gesehen haben, der Kampf mit einem aufsteigenden Gefühle, schien sich auf seinem Gesicht abzuspiegeln, und dies Gefühl schien nahe daran zu sein, seiner Herr zu werden.

Tauchte zum ersten Mal der Gedanke in ihm auf, daß seine Rolle zu Ende gespielt sein könne? Wurde es ihm jetzt klar, daß es göttliche Vergeltung gebe?

Aber dieser eherne Mann ließ sich von einem

solchen Gefühl nicht beherrschen. Er trat auf Elsbeth zu, und der Ausdruck seines Gesichts ward wieder hart und fest, als er sie am Arm ergriff und sagte:

— Stehe auf!

Elsbeth fuhr entsetzt empor. Dann begann sie wieder jenes einfache, trauernde Lied.

— Höre auf zu singen! befahl Wohlbrecht.

Elsbeth riß ihren Arm los und stellte sich ihm gerade aufgerichtet gegenüber.

— Es ist das Todtenlied dessen, den Du getödtet hast. Du bist nicht mein Vater — Du bist ein Mörder. Ich will auch sterben, wenn Luitpold stirbt. Geh' mit Deinem starren Blick. Ich will nichts von Dir, als den Tod. Dann will ich neben Luitpold liegen, und unser Kind zwischen uns. Ich werde dann immer dieses Lied singen.

Und die Unglückliche begann wieder dasselbe Lied zu summen.

Sie war wirklich wahnsinnig geworden. Wohlbrecht sah das jetzt ein und eine schaudernde Empfindung überkam ihn. Sein Kind war wahnsinnig. Nun hatte er gearbeitet, gerungen — und für wen? Für ein unglückliches Geschöpf, das seine Tochter war und die einer

Fürstensohne ihre Unschuld geopfert hatte. Es lag eine entsetzliche Vergeltung in diesem einen Geschick. Während er dem Fürsten die Krone entriß, nahm ihm dessen Sohn das Einzige, das er auf dieser Welt geliebt hatte.

Er wendete sich ab, und der Gedanke grub sich in seine Brust: Ich habe keine Tochter mehr. Dann that er einen Schritt gegen die Thür, aber er fühlte nicht die Kraft in sich, zu gehen. Er meinte, wenn er sich jetzt umdrehte, müßte Elsbeth vor ihm stehen, so blühend und rein, wie ehemals, damit er zu ihr sagen könnte:

— Alle Schätze der Erde lege ich zu Deinen Füßen nieder, meine Tochter, weil ich Dich so unaussprechlich liebe.

Aber Elsbeth war ja wahnsinnig. Er riß sich mit Gewalt aus seiner Schwäche und ging hinaus, ohne sich noch einmal nach seiner Tochter umzusehen. Draußen befahl er, nach dem Arzte zu schicken und Elsbeth gut zu warten. Dann verließ er das Haus, finsteren, tödtlichen Groll im Herzen.

14.

Wege der Vorsehung.

In derselben Zeit, während welcher in dem Hause in der Linksstraße diese schauerlichen Begebenheiten sich zutrugen, begab sich nicht sehr weit davon, in der alten Maltheser-Abtei, eine seltsame und ergreifende Scene.

Wir wissen, daß der alte Johann, der fürstliche Kammerdiener, dort mit den Pferden auf den Prinzen und den Baron von Adlerskorn wartete. Es war noch nicht ganz finster, als der alte Mann dort ankam, wo von der Flucht, oder vielmehr von der Rückkehr des Prinzen bis jetzt ein Stallknecht mit vier Pferden gewartet hatte.

Wir kennen die alte Maltheser-Abtei schon aus einem früheren Kapitel. Wir wissen, daß sie aus einer Menge von Trümmern, einigen noch ziemlich wohl erhaltenen Gewölben und einem noch bedachten Theile bestand, in welchem sich, wie wir wissen, der Eingang zu den unterirdischen Gewölben befand, in welchen die Falschmünzer lange Zeit ihr Wesen getrieben hatten.

Als der alte Johann an der Stelle ankam,

pfiff er ganz leise. Ein ähnlicher Pfiff ertönte aus dem Gebäude. Dort standen die Pferde, und der Knecht hatte sich behaglich auf einige Trümmer hingestreckt.

— Sie werden gleich kommen.

— Wenn nur dem gnädigen Herrn nichts Uebles begegnet.

— Gott wird ihn schützen; er ist ein guter Herr.

Nachdem die beiden treuen Diener diese wenigen Worte gewechselt hatten, setzte sich der alte Kammerdiener neben den Stallknecht und begann von dem Abenteuer zu erzählen.

Es dauerte indeß nicht lange, so wurde er durch eine dritte Person, die sich dem Eingange des Gebäudes näherte, unterbrochen. Es war dies ein Mann von überaus sonderbarem Aeußeren. Er trug ein ärmliches, aus Stücken von sehr verschiedenartiger Farbe und aus allerlei Stoffen zusammengesetztes Kleidungsstück, welches einem sehr weitem Rocke oder einem Talare ähnlich sah. Auf dem Kopfe hatte er eine Mütze, die aus dem Boden eines Filzhutes gemacht zu sein schien.

Die beiden in dem Gebäude befindlichen Männer erkannten ihn sogleich. Er war ein armer,

halb blödsinniger Mensch, der den Tag über in den Straßen der Residenz bettelte und die Nacht da zubrachte, wo man ihn grade nicht wegjagte. Er war durchaus gutmüthig und von allen Straßenjungen unter dem Scherznamen Dagges gekannt.

Er kam jetzt grade auf die beiden Männer zu, indem er stets vorsichtig um sich blickte.

— Ei, ei, Dagges, sagte der Kammerdiener, wo kommst Du her?

Es war schon ziemlich düster in dem alten Gebäude und der Irre fuhr erschrocken zusammen, als plötzlich eine Stimme aus der Tiefe zu ihm redete.

— Bist Du es, Todter? sagte er.

— Was Todter? Kennst Du mich nicht mehr, Dagges, den Johann aus dem Schlosse?

— Pst! machte der Bettler, indem er den Finger über beide Lippen legte. Pst! Sprich nicht laut, der Todte hört's.

— Wer ist der Todte?

Dagges gab keine Antwort, sondern schritt auf die Stelle zu, wo, wie wir wissen, eine Oeffnung nach unten blos durch ein Brett verdeckt war. Es war dieselbe Stelle, wo Wohlbrecht an jenem Abende geklopft hatte, um Einlaß zu

begehren, als er den Chirurgus in eins der Gewölbe sperren ließ. Dagges hob das Brett auf und rief hinunter:

— Todter, bist Du da?

Alsbald antwortete eine hohle Stimme von unten:

— Gieb mir zu essen, um Gotteswillen, zu essen!

Die beiden Männer schauderten.

— Mein Gott, was ist das? Ein Mensch dort unten? sagte der Reitknecht.

— Still, laß uns hören! erwiederte der Kammerdiener.

Dagges zog unterdessen ein großes Stück Brod aus der Tasche und warf es hinunter. Es blieb eine Weile still. Dann rief die Stimme:

— Mehr! Mehr!

— Alle Teufel, das ist sonderbar, sagte der Reitknecht.

— Ja, sehr sonderbar, wiederholte der Kammerdiener, ein Kreuz schlagend und ein Stoßgebet murmelnd. Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Ich hätte große Lust, fortzugehen. Das ist grausig hier, Fritz!

— Alter Mann, seid nicht kindisch. Laßt uns abwarten, was aus der Geschichte wird.

Ich wette, hier steckt ein Geheimniß und kein unschuldiges. Wer den da unten eingesperrt hat, kann kein gutes Gewissen haben.

Dagges griff wieder in die Tasche und brachte abermals ein Stück Brod zum Vorschein. Er wärf es mit den Worten hinab:

— Todter, hier ist!

Und abermals tönte die Stimme von unten:

— Mehr, mehr!

Der furchtsame Kammerdiener kämpfte mit dem Grauen, das seiner Herr zu werden begann. Der Reitknecht, ein beherzter Mann, wendete sich zu dem Irrsinnigen und sagte:

— Dagges, wer ist da unten?

— Der Todte, erwiederte Dagges, ohne sich umzudrehen.

— Ach was, der Mann da unten ist nicht todt, nur hungrig. Fütterst Du ihn alle Tage?

— Alle Tage, wenn die Sonne weg ist.

— Warum thust Du das?

— Weil die Todten nicht betteln gehen können.

— Aus dem Burschen ist nichts herauszubringen. Ich werde der Sache aber auf den Grund kommen. Glücklicherweise habe ich ein Gebund Stränge auf mein Pferd gehangen, für den Fall, daß an dem Wagen etwas reißen sollte.

Ich werde sie aneinander binden und den Burschen herausziehen. Das ist einfach.

— Bei Leibe nicht, Fritz, rief der Kammerdiener aufspringend. Heilige Mutter Gottes stehe uns bei. Mische Dich nicht in so fremde Angelegenheiten.

— Ach was. Ihr seid eine Memme, Jean.

Der Stallknecht hatte bei diesen Worten schon die Stränge aneinander geknüpft und trat nun zu der Oeffnung.

— He, Ihr da unten! rief er.

— Wer ruft mich? antwortete die Stimme.

— Wer seid Ihr?

— O, ein armer, alter Mann.

— Willst Du heraus aus dem Loche?

Ein unverständliches Geheul war die Antwort, aus dem man keine einzige Empfindung von Freude oder sonst etwas entnehmen konnte.

— Ich werfe Euch einen Strick hinunter. Paßt auf.

Die aneinander gebundenen Stränge mochten etwa dreißig Fuß lang sein. Der Reitknecht bemerkte bald, daß eine Last sich daran gehängt hatte. Er legte den Strick oben über einen Stein und fing an zu ziehen. Sobald Dagges seine Absicht begriff, sprang er hinzu und half

ihm. Der Kammerdiener zitterte an Arm und Bein und murmelte fortwährend Gebete und Beschwörungsformeln für alle möglichen guten und bösen Geister.

Nach fünf Minuten hatten die beiden Männer einen Menschen aus der Oeffnung heraufgezogen, dessen Aussehen kaum an die Gestalt des Geschöpfes erinnerte, dessen Namen wir ihm eben gegeben haben. Sein spärliches und vollkommen weißes Haar auf dem Haupte und im Barte hatten offenbar seit langer Zeit der Wohlthaten des Kammes und Rasirmessers entbehrt. Seine verschrumpfte gelbe Haut hing in dicken Runzeln um die Glieder, die ekelhafter Schmutz mehr bedeckte, als die zerrissenen, an seinem Leibe halb verfaulten Kleider.

Der Kammerdiener stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Selbst der Reitknecht trat einen Schritt zurück und sagte:

— Um Gotteswillen, Mann, wer seid Ihr?

Der Unglückliche deutete auf das Grab, das er soeben verlassen hatte, und sagte mit hohler Stimme:

— Sie wollten mich verhungern lassen; ich habe zehn Tage von dem Brode gelebt, das dieser Mann mir brachte. Es lief an den Mauern

unten Wasser herab; ich trank es. Hu! Es war so schlecht da unten —

— Mein Gott, wie kamt Ihr dorthin?

Der Auferstandene sah den Fragenden stupid an, ohne zu antworten.

— Versteht Ihr mich nicht.

— Gebt mir zu essen, jammerte der Unglückliche, ich bin hungrig.

Seine ganze Denkfähigkeit hatte nur noch die Kraft, diese eine Vorstellung zu erfassen. Ein entsetzlicher Aufenthalt, Monate lang, ohne die Wohlthat des Lichtes und einer gesunden athmungsfähigen Luft, alle Qualen des Hungers, des Durstes und der Einsamkeit; das waren die Gespenster gewesen, die nach und nach den Geist des Unglücklichen umschattet hatten.

Jetzt schien plötzlich eine tolle Freude über ihn zu kommen. Er sprang empor und warf sich dann lang auf die Erde hin. Dann sprang er abermals schreiend auf und wiederholte dieselbe Prozedur. Diese Lustigkeit wirkte ansteckend auf Dagges, der zuerst mit einem ungewissen Erstaunen auf den „Todten" geblickt hatte. Er schloß sich ihm jetzt an und es war allerdings ein seltsames Bild, die beiden halb Wahnsinnigen in den extravagantesten Sprüngen sich bewegen zu sehen.

— Das ist ein sonderbares Volk, sagte der Reitknecht. Ich möchte wissen, wie der arme Kerl da hinunter gekommen ist. Er hat vielleicht lange da unten gesessen.

— Wenn nur der gnädige Herr käme, ächzte der Kammerdiener, dem es immer unheimlicher wurde. Weißt Du was, ich will nach der Stadt zurück und spioniren, was inzwischen vorgefallen ist.

— Du fürchtest Dich nur hier, alter Jean. Nun, gehe nur. Ich zünde mir unterdessen eine Pfeife an und sehe nach den Pferden.

Jetzt blieb plötzlich der Mann, welchen der menschenfreundliche Reitknecht aus seiner Gruft errettet hatte, lange still stehen, als ob er sich auf etwas besinnen wollte. Dann wendete er sich und lief spornstreichs davon. Dagges rief ihm nach:

— Todter, Todter, warte!

Aber der Erstere ließ sich nicht halten.

Wir wollen unsern Lesern die Bemerkung nicht vorenthalten, daß wir in dem Unglücklichen den Chirurgus Nathanael Busch vor uns haben. Aber eine entsetzliche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Sein Verstand war zerrüttet durch die unnennbaren Qualen, die er zu erdulden ge-

habt hatte. Sein Körper war ebenso vernichtet, wie sein Verstand. Er war nur noch das Zerrbild eines Menschen. Wir haben mit wenigen Worten das Schicksal desselben erzählt. Wir wissen, daß im Februar die Münzwerkstätten auf den Amtshof verlegt wurden. Von da ab brachte man ihm noch täglich zu essen, auf Wohlbrechts Befehl. Aber in den letzten Wochen hatte man ihn vergessen — mit oder ohne Willen. Der Unglückliche würde verhungert sein, wenn nicht Dagges, der stets während des Tages überall umherstöberte, auch einmal hierher gekommen wäre. Er hob den Deckel der Röhre auf, die nach unten führte, ließ ihn aber sogleich wieder fallen, als von unten ihn eine Stimme anrief. Es dauerte lange, ehe er sich entschloß, ihn noch einmal zu öffnen. Dann knüpfte er seine Verbindung mit dem Manne da unten an. Wir müssen noch hinzufügen, daß der Chirurgus in den Tagen der größten Noth, gefoltert von der instinktmäßigen Angst, zu verhungern, es möglich gemacht hatte, das Schloß an der Thür seines eigentlichen Gefängnisses zu zerbrechen. Er konnte so in die mit einander verbundenen Gänge und auch auf den ersten Treppenabsatz gelangen, von wo aus der Reitknecht ihn mit dem Stricke her-

auszog. Die Benennung Todter hatte Dagges in seiner irrsinnigen Weise gegeben. Wir wollen uns die Qualen, die der Unglückliche erduldet hatte, nicht zergliedern. Alles Entsetzen, dessen Wirkung eine Menschenbrust empfinden kann, war an ihm vorübergegangen.

Er eilte in die Stadt. Ein unbestimmtes Gefühl trieb ihn dazu. Wo er vorbeikam, wurden die Fenster aufgerissen und man hörte erstaunte Ausrufungen. Er wurde endlich von einer Patrouille angehalten. Ein Haufen Menschen sammelte sich um ihn und er erzählte in einzelnen abgebrochenen Sätzen sein Schicksal. Abscheu, Entsetzen und Ekel stritten in den Zuhörern. Der Kreis derselben vergrößerte sich zusehends, je weiter sie sich fortbewegten. Man verstand nicht Alles, was er sagte, aber die Phantasie ergänzte das Entsetzensvolle leicht, was sich aus der Erzählung nur ahnen ließ. Er nannte oft den Namen Wohlbrecht und man sah sich befremdet an.

Dies war um dieselbe Zeit, wo der Präsident, schwer erschüttert durch die vorangegangene Scene mit seiner Tochter, sein Pferd wieder bestieg und die Linksstraße hinaufritt. An der Ecke dieser und der Sophienstraße sah er

den seltsamen Aufzug, der diese Straße entlang zog. Er hörte einzelne Ausrufe, die ihm ein interessantes Schauspiel versprachen. Er hielt sein Pferd an; aber plötzlich traf sein Ohr ein Laut, der fast sein Blut erstarren machte. Das war die Stimme des alten Nathanael Busch, den er in der alten Malthefer-Abtei lebendig begraben hatte. Er gab seinem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte und wollte weiter reiten. Aber in diesem Augenblicke sprang die scheußliche Figur des soeben aus seinem Grabe Auferstandenen auf ihn ein.

— Wohlbrecht, Wohlbrecht! heulte er. Mörder, feiger Mörder! Ha, ich will Dich mit meinen Zähnen zerfleischen! Mörder, Mörder!

Und der Unglückliche klammerte sich an das Pferd des Präsidenten und setzte seine Zähne an dessen Bein, indem er dasselbe mit thierischer Wuth zerfleischte.

Der Präsident stieß einen Schrei aus und führte einen furchtbaren Hieb nach dem Kopfe des Unglücklichen. Zu gleicher Zeit machte das geängstigte Pferd einen Sprung. Der Angreifer stürzte nieder und ward von einem Hinterhufe hart am Kopfe getroffen.

Die Menge umstand in ängstlichem Schwei-

gen dies sonderbar schauervolle Schauspiel. Der Präsident war leichenblaß geworden. Aber er ermannte sich bald wieder.

— Wer ist der Wahnsinnige? rief er.

Der Führer der Patrouille trat heran und meldete, wo sie ihn gefunden und was er erzählt habe.

— Es war sehr unvorsichtig, ihn frei gehen zu lassen. Sie sehen die Folgen. Bringen Sie ihn sofort in das Hospital des Irrenhauses.

— Nach Ihrem Befehl, Herr Präsident.

— Geht nach Hause, Ihr Leute, wendete sich der Präsident zu dem Haufen Menschen, die ihn umstanden. Was gafft Ihr hier?

Die Leute gingen murrend auseinander.

— Alle Teufel, das war eine seltsame Sache, sagte ein langer Barbier.

— Er nannte den Präsidenten Mörder, setzte ein dürres Schneiderlein hinzu.

— Das geht nicht gut, es geschehen Zeichen und Wunder, bemerkte würdevoll ein pietistischer Schustergeselle.

— In einem alten Gemäuer begraben zu sein, sagte eine alte Frau, und nichts zu essen zu haben, das ist schrecklich. Wer ihn da hinein gesperrt hat, hat eine grobe Sünde begangen;

wer es auch sei, und wenn's der Herr Präsident selber wäre.

— Still, um Gotteswillen, sagte eine Andere.

— Nun, was denn, Frau Nachbarin? Warum soll ich's nicht sagen? Ist er nicht einmal ein armer Mann gewesen? Noch vor drei Tagen. Es ist gut für ihn, wenn er dabei seine Seele nicht dem Gottseibeiuns verkauft hat.

— Nachbarin, um aller Heiligen willen, Ihr schwatzt Euch an den Galgen.

Jetzt kam eine Frau eilig die Linksstraße herauf, an deren Ecke das beschriebene Gespräch gehalten wurde.

— Denkt, Ihr Leute, sagte sie geheimnißvoll nach der ersten Begrüßung, des Präsidenten einzige Tochter ist soeben wahnsinnig geworden.

— Um Gotteswillen, riefen die Weiber, erzählt!

— Pst, pst, das sind böse Neuigkeiten. Der arme, hübsche Prinz Luitpold war noch in der Stadt, als die Republikaner, wie sie sich nennen, schon Herren waren. Sie haben den armen Prinzen gefangen genommen und wollen ihn erschießen.

Ein Ausruf des Abscheues ward aus dem Munde sämmtlicher anwesender Frauen gehört.

— Nun aber hat die Tochter des Präsidenten, fuhr die Erzählerin fort, früher so eine kleine Liebe zu dem hübschen, jungen Prinzen gehabt. Man sagt, sie sei guter Hoffnung. Heute Abend nun wurde der gefangene Prinz dem Präsidenten vorgeführt. Seine Tochter sieht ihn in der Mitte der Soldaten, hört auch, wie er zum Erschießen verurtheilt wird. Was thut sie? Sie wird wahnsinnig.

— Herr meines Lebens, ich möchte nicht der Präsident sein!

— Und das arme Mädchen!

— Denkt an den schönen, jungen Prinzen. Was hat er verbrochen, daß man ihn erschießen will?

— Man wird es nicht wagen, es wäre himmelschreiend.

— O, dieser Wohlbrecht wagt Alles.

— Hört, sagte die Frau aus der Linksstraße, indem sie sich dicht an die andern Weiber herandrängte, mir gefällt diese Wirthschaft noch viel weniger, als die vorher.

— Der Präsident ist ein Teufel! sagte eine Andere.

— Pst, pst, um Gotteswillen, nicht so laut.

In diesem Augenblicke kam eine Patrouille.

— Geht auseinander, Ihr Weiber! rief der Führer derselben. Was habt Ihr die Köpfe zusammen zu stecken? Geht nach Hause und kocht Euern Männern, die Hunger bekommen werden im Dienste des Vaterlandes, eine tüchtige Nachtkost. Fort! Auseinander!

In einem Augenblicke waren die Frauen nach allen Richtungen auseinander gestoben.

Während diese seltsamen Begebenheiten die Residenz in nicht geringe Aufregung versetzten, befand sich der Major von Winnenberg mit dem Freiherrn von Platten in des Ersteren Zimmer.

Der Major sah finster vor sich hin und die Starrheit seines Blickes kündete eine Seelenqual an, die den sonst so starken Mann fast übermannte. Franz von Platten hatte sich lange Zeit bemüht, dem Ideengange seines hohen Freundes eine andere Richtung zu geben, schwieg aber endlich, als der Major immer wieder antwortete:

— Ich habe durch die Heuchelei dieses Schurken Alles verloren. Mein Leben, das nur diesem einen Zwecke gewidmet war, ist verloren und elend. Einer von uns wird sterben, er oder ich.

Franz von Platten schwieg, als er sah, daß der Major von diesem einen Gedanken nicht lassen wollte. Es wurde demgemäß ganz still in dem Gemache. Nur die Wanduhr tickte regelmäßig fort.

Es war eine Viertelstunde so vergangen, als rasche Tritte die Treppe heraufkamen und ein Klopfen an der Thür erfolgte. Auf das Herein trat der Präsident Wohlbrecht in das Zimmer.

Er übersah mit einem raschen Blicke die beiden Personen in demselben und trat dann mit einer leichten Verbeugung und dem Gruße vor:

— Guten Abend, Herr Major.

Der Major richtete sich auf und sagte mit bitterer Betonung:

— Es ist eine große Ehre für den Major von Winnenberg, daß der allmächtige Präsident der Republik sich zu ihm bemüht.

— Bitte sehr, sagte Wohlbrecht in hochmüthigem Tone, alte Freunde vergißt man so leicht nicht.

Ein Funke blitzte in des Majors Augen.

— Was wollen Sie von mir? fragte er, sich beherrschend.

— Ich komme, um Ihnen, Herr von Winnenberg, die Stelle eines Ober-Befehlshab

der republikanischen Armee anzutragen, Ihnen, Herr von Platten, die Stelle eines Chefs des Generalstabes. Die Republik schätzt Ihre beiderseitigen militärischen Talente und wünscht, Ihnen so gewissermaßen eine Genugthuung für die großen Ereignisse des heutigen Mittags zu geben.

— Ich für meinen Theil, sagte Franz von Platten, danke für diese Ehre. Ich bitte nur um einen Paß ins Ausland.

— Sie wollen der Republik Ihre Dienste entziehen? Sie müssen sich an den Staats-Secretär des Auswärtigen, Herrn Felix Amin, wenden. Ich bezweifle indeß, daß, ehe unsere Verhältnisse mit den auswärtigen Mächten regulirt sind, Pässe ertheilt werden.

— Aber das wäre ja Gewalt, Tyrannei!

— Junger Mann, Sie sind sehr unvorsichtig. Doch will ich für diesmal nichts gehört haben. Hüten Sie aber Ihre Zunge. Die nächste derartige Aeußerung bringt Ihnen eine Untersuchung wegen Hochverrath. Und Sie, Herr von Winnenberg, was gedenken Sie zu thun? Wir verbinden einen Gehalt von sechstausend Thalern mit der Ihnen angebotenen Stelle.

— Seit wann habe ich aufgehört, für Sie

der Prinz Ludwig zu sein, der das Prädikat „Hoheit" führt? fragte der Major stolz.

— Seit heute, Herr von Winnenberg; seit dem Augenblicke, in welchem ich zum Präsidenten der großen Republik ernannt bin.

Der Major sprang heftig auf.

— So hören Sie meine Antwort, rief er. Glauben Sie, ich werde unter Ihnen dienen, der Sie mich betrogen haben um die Arbeit eines ganzen Lebens? Wo ist die Devotion? Wo ist die Demuth, die Sie so vortrefflich zu erheucheln verstanden, so lange Sie mein Geld, mein Ansehen nöthig hatten? Sie halten das Alles jetzt für überflüssig und haben die Frechheit, mir einen Dienst *unter* Ihnen anzubieten.

— Halt, Herr Major, sagte Wohlbrecht kalt. Schwatzen Sie sich nicht um den Kopf.

Der Präsident stampfte dreimal heftig mit dem Fuße. Der Major hatte in demselben Augenblicke ein Pistol hervorgezogen und richtete es gegen ihn. Aber Wohlbrecht schien das geahnt zu haben. Mit einem Sprunge war er neben dem Major und schlug ihm die Waffe aus der Hand. In diesem Augenblicke füllte sich das Zimmer mit Bewaffneten.

— Verhaften Sie diese Herren, sagte der

Präsident, im Namen der hohen Republik, auf meine Verantwortung.

Ein Offizier trat vor und sagte zum Major:

— Im Namen der Republik. Sie sind mein Gefangener.

Dann sich zu Franz von Platten wendend, wiederholte er dieselbe Formel.

Der Präsident hatte mit übereinander geschlagenen Armen der Scene zugesehen. Jetzt sagte er:

— Noch eine Bemerkung erlaube ich mir, Herr Major. Sie haben das Spiel verloren, weil sie glaubten, zum Herrschen genüge die ererbte Berechtigung. Ohne Thatkraft und Klugheit und ohne alle die andern Eigenschaften, die zu einem solchen Werke gehören, wollten Sie, gestützt auf Ihr vermeintliches Recht, die Ordnung der Dinge umkehren. Sie vergaßen, daß in unserm Falle die Gewalt das Recht ist. Sie fallen deshalb und kein Mensch wird Sie bemitleiden. Sie überlassen den Platz andern Leuten, die fähiger sind, als Sie, und nicht an den Hungerknochen einer veralteten Tradition nagen, sondern Schlauheit und Kraft zum Handeln an die Stelle derselben setzen.

Herr Lieutenant, führen Sie Ihre Gefanfangenen ab.

15.

Auf der Flucht.

Die Nacht war überaus finster. Zu später Stunde hatten schwarze Wolken den Himmel überzogen und verhinderten, daß die milden Lichtstrahlen von den Sternen zur Erde gelangen konnten. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht und trieb an den Bergwänden, die das Thal nach dem Amtshofe hin abschlossen, ein arges Spiel. Er riß an den schwankenden Bäumen, daß sie ächzten, fuhr sausend über die öden, nur mit Haidekraut und Besenpfriem bewachsenen Stellen dahin und fing sich oft in den schmalen Schluchten, daß er wirbelnd und heulend umkehrte und einen andern Weg für seinen ungestümen Lauf suchte.

Es war einer jener Frühlingsstürme, die etwas ungemein Schauerliches und doch so Süßes haben. Sie bringen wärmere Luft und fruchtbaren Regen vom Mittelmeere und es ist manchmal, als ob aromatische Blumendüfte aus dem herrlichen Süden mit herübergetragen würden in unsere Heimath, wo der alte König, der

Winter, noch nicht ganz weichen will und an allen Nordhängen, in allen engen Schluchten noch seine Vorposten, Schnee und Eis, stehen hat.

Auf dem Wege, der durch das enge Thal nach dem Nidhofe aufwärts führte, bewegte sich langsam ein mit vier Pferden bespannter Wagen, dem ein Vorreiter vorausritt. In demselben befand sich ein älterer Herr und zwei Damen. Auf dem hinten angebrachten Sitze theilten sich ein Bedienter und eine Kammerzofe brüderlich in den Platz. Ein Jockey hatte das eine der Vorderpferde bestiegen, während ein Kutscher den Bock inne hatte.

Der Weg gehörte jedenfalls nicht zu den besten im Lande. Oft lagen Steine von beträchtlicher Dicke grade im Fahrgeleise und ein leiser Ausruf des Schreckens ward ein paarmal aus dem Innern des Wagens vernommen, wenn ein solches Hinderniß demselben für den Augenblick eine unheimliche, schiefe Stellung gab.

Der Reiter vorn schien sich alle Mühe zu geben, den richtigen Weg zu finden. Einige Male ließ er den Wagen halten und ritt allein vor. Dann steckte wohl der ältliche Herr den Kopf aus dem Schlage und fragte nach der Ursache des Aufenthaltes.

— Es ist der Bach im Wege. Wir müssen erst untersuchen lassen, ob er passirbar ist, antwortete einmal der Reiter. Es geht. Fahr' vorwärts, Kutscher.

Der Herr im Wagen lehnte sich schweigend zurück. Eine trübe Wolke stand auf seiner freien Stirn. Die Damen sahen ihm ängstlich ins Gesicht, als wollten sie dort Beruhigung finden. Aber sie sagten kein Wort. Vielleicht hatten sie den Kummer, der offenbar auf Aller Antlitz stand, schon gegenseitig ausgesprochen oder sie wollten nicht daran rühren, damit der Klang, der dann in ihnen rege wurde, nicht ganz allen Muth vernichtete.

Jetzt kam der Reiter an den Wagen geritten und sagte:

— Ich sehe ein Licht vor uns.

— Ein Licht, wiederholte der alte Herr nachdenklich. Ich weiß nicht, ob wir darauf zufahren sollen. Weißt Du, in welcher Gegend wir uns befinden, Friedrich?

— Keine Ahnung habe ich, Vater, erwiederte der Reiter. Ich weiß nur, daß wir uns in einem fast unpassirbaren, engen Thale befinden, in dem bald ein Felsblock, bald der Bach den Weg versperrt. Wo aber auf Gottes Welt dies Thal

liegt, weiß ich wahrhaftig nicht. Wir sind so Kreuz und Quer gefahren und es ist so abscheulich dunkel, daß wir uns gar nicht orientiren können.

— Willst Du an das Haus reiten, was aller Wahrscheinlichkeit nach vor uns liegt? Wir erwarten Dich.

Der Reiter sprengte voran. Der Wagen hielt still.

— Wo nur Luitpold bleibt, sagte die ältere der beiden Damen. Ich ängstige mich so sehr.

— Er muß schon lange nicht mehr hinter uns sein, erwiederte der Herr.

— Ich begreife nicht, wie er uns verlieren konnte.

— Mutter, sagte die junge Dame, so viel ich meinen Bruder kenne, hat er uns nicht verloren, sondern ist absichtlich zurückgeritten.

— Wie sollte er dazu kommen, mein liebes Kind?

— Der Vater sagte etwas von wichtigen Papieren, die in seinem Arbeitszimmer vergessen worden wären. Gewiß ist Luitpold zurückgeritten, um diese Papiere zu holen.

— Das wolle Gott verhüten! rief die ältere Dame.

— Sagen wir lieber, ihn wolle Gott schützen bei seiner braven That, fügte der alte Herr ernst hinzu. Sein Herz ist das eines braven Kavaliers.

Jetzt kam der Reiter zurück, und an den Schlag reitend, sagte er:

— Jenes Haus heißt Nidhof. Der Besitzer ist Amtsrath Liebig.

— Also einer meiner ehemaligen Domänen-Beamten. Ich glaube, wir können uns ihm anvertrauen.

— Liebig? fragte die junge Dame dann rasch. Gott sei Dank!

— Was hast Du, Anna?

— Der Amtsrath Liebig ist ein Ehrenmann, sagte Anna. Ich kenne ihn.

— Du kennst diesen Mann hier?

— Erinnerst Du Dich noch der romantischen Fahrt, die ich voriges Jahr mit Luitpold ins Gebirge machte? In einem andern Thale zerbrach uns der Wagen und Luitpold trug eine schwere Verletzung davon. Dies war nahe bei der früheren Besitzung des Amtsraths Liebig. Luitpold und ich mit der alten Ober-Hofmeisterin warteten dort unsere Heilung ab. Die Leute sind mir sehr lieb geworden.

— Ob es aber dieselben sind?

— Gewiß, ich erinnere mich, vom Doktor Maulbeerbaum den Namen des Gutes „Nidhof" gehört zu haben. Vater, hier sind wir sicher.

— Gott sei gelobt! sagte die ältere Dame.

— Vorwärts, Kutscher! sagte der Reiter.

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Im Nidhofe hatte die Erscheinung des vornehm aussehenden jungen Mannes zu Pferde einige Aufregung verursacht. Dieselbe wurde noch vermehrt, als man den vierspännigen Wagen anfahren sah. Der Amtsrath und seine Frau selbst traten nebst mehreren Knechten an die Thür. Elisabeth, die mit der Pflege Philipps, der in heftigem Fieber lag, beschäftigt war, kam einen Augenblick später.

— Wo führt dieser Weg hin, Herr Amtsrath? fragte der alte Herr aus dem Wagen.

Der Amtsrath lüftete seine Mütze und sagte:

— Nicht weiter, als nach meinem Gute.

— Mein Gott, so wären wir ganz falsch gefahren.

— Wo wollen die Herrschaften hin?

Es erfolgte keine Antwort; vielleicht wußten die Reisenden das selbst nicht ganz genau.

Elisabeth war jetzt ebenfalls vor die Thür

getreten. Sobald die junge Dame sie erblickte, rief sie ihren Namen. Elisabeth erkannte sofort diese Stimme. Sie erinnerte sich, wie vertraulich sie einst mit Anna gestanden hatte, sie vergaß aber auch nicht, daß der Alterthümler ihr den wahren Stand Anna's entdeckt hatte. Sie wußte im Augenblick die rechte Form nicht zu finden. Aber Anna ließ ihr keine Zeit, sich zu besinnen. Sie öffnete den Schlag, sprang heraus und flog Elisabeth an den Hals.

— Haben Sie mich ganz vergessen, Sie böses Kind, daß Sie mich nicht erkennen wollen? rief sie.

— O nein, Hoheit, ich war erstaunt —

— Nichts da, erstaunt; freilich die Veranlassung ist traurig genug, die uns hierherführt.

— Es sind so bange Gerüchte zu uns gekommen.

— Ja, meine gute Elisabeth, es sind böse Dinge vorgegangen.

Unterdessen hatte der alte Herr im Wagen zum Amtsrath gesagt:

— Ich vertraue Ihnen ganz, Herr Amtsrath. Ich bin der Fürst, dies meine Gemahlin und meine beiden Kinder.

Der Amtsrath riß respektvoll seine Mütze herunter:

— Meinem armen Hause widerfährt eine hohe Ehre, wenn Ew. Hoheit es betreten.

Der Fürst lächelte trüb:

— Ich komme als ein Hülfeslehender zu Ihnen. Ein von seinen Unterthanen vertriebener Fürst weiß jedes Fünkchen Treue zu schätzen.

— Hoheit, verfügen Sie über mich.

— Zunächst ein wenig Futter für die Pferde und etwas zu essen für uns. Wir haben seit heute morgen nichts gegessen.

— O der Schmach, daß unser geliebter Landesherr das erfahren muß.

— Lieber Herr, sagte die Fürstin, es ist doch sicher in der Gegend.

— Diese Gegend ist einsam, gnädigste Herrin; die wenigen Menschen, die hier wohnen, sind zu Ew. Hoheit Dienst mit Gut und Blut bereit.

Die Gesellschaft war ausgestiegen und in das Haus getreten. Der Amtsrath gab Befehl, für die Pferde zu sorgen und der Bedienung ein Mahl vorzusetzen. Als er zurückkehrte, hatten die hohen Reisenden es sich bereits bequem gemacht. Alle Aengstlichkeit vom Gesichte des Fürsten und der Fürstin war verschwunden, als erst

Elisabeth aufschaute und in der liebenswürdigen, einfachen Weise, die ihr eigen war, die Honneurs des Hauses machte. Der Prinz Friedrich — dies war der Reiter, der älteste Sohn des Fürsten — ließ sich von der Prinzessin noch einmal ausführlich das Abenteuer auf dem Amtshofe erzählen und sagte Elisabeth viel Schönes über ihre dort bewiesene Gastfreundschaft, was diese erröthend ablehnte.

Der Fürst nahm den Amtsrath bei Seite und sagte:

— Die neuesten Ereignisse in der Residenz sind Ihnen bekannt?

— Nur unvollständig. Es kamen heute Leute aus dem Thale, die davon erzählten.

— Ein lang vorbereiteter und scheinbar wohl organisirter Aufstand hat mich meines Thrones beraubt. Ich muß für den Augenblick das Land verlassen. Ich werde zurückkehren und Ihnen reichlich lohnen, was Sie für mich thun.

— Hoheit, mein schönster Lohn ist Ihr einfacher Dank. Ich strebe nach keinem andern.

— Ich bin sehr unglücklich, lieber Herr; Sie begreifen, da meine Flucht so plötzlich erfolgte, daß ich kaum mit dem Nothdürftigsten mich versehen konnte. So fehlt es mir an Geld.

— Ich bin glücklich, Hoheit, Ihnen mit einer größern Summe dienen zu können, als ich sonst gewöhnlich im Hause zu haben pflegte. Das Kaufgeld für ein verkauftes Grundstück, ungefähr dreitausend Thaler, stehen zu Ihrer Disposition.

— O, wie danke ich Ihnen! Doch eine zweite Frage ist die, wie ich ohne Gefahr mit meiner Familie die Grenze erreichen kann. Das Land ist ringsum insurgirt. Wir haben aus einigen Dörfern, die wir durchfuhren, das Bild wüster Unordnung mitgenommen.

Der Amtsrath dachte einen Augenblick nach.

— In dieser Nacht, sagte er dann, können Sie die Grenze mit Ihrer Equipage nicht mehr erreichen. Sie müßten, um mit Ihrem schweren Wagen fahren zu können, das ganze Thal bis zum Hauptthale hinabfahren. Es würde Morgen, ehe Sie auf dem richtigen Wege wären und Sie müßten zudem mehrere Ortschaften passiren. Wollen Sie aber Ihren Wagen auf dem weiteren Wege nachkommen lassen und sich selbst eines leichten Fuhrwerks und meiner Pferde, die an das Klettern durch die Berge gewöhnt sind, bedienen, so könnte ich Ihnen garantiren, daß Sie noch diese Nacht in Sicherheit wären.

— O, mein lieber Amtsrath, das nehmen wir an.

— Ich begleite Sie selbst. Fatal ist es, daß ein junger Verwandter von mir in Folge einer Verwundung jetzt krank darniederliegt. Er würde uns heute von wesentlichem Nutzen gewesen sein. Er ist der Gegend noch kundiger, als ich.

— In Folge einer Verwundung? fragte der Fürst.

Der Amtsrath erzählte die Begebenheit am Amtshofe.

— Ah, sagte der Fürst, ich erinnere mich. Man hat mir von dieser Sache berichtet. Ich glaube, man sagte mir auch, der Amtshof habe früher Ihnen gehört. Ist dem nicht so?

— Ja wohl, Ew. Hoheit. Der Amtshof war eine Domäne, die ich lange verwaltete. Dann ward sie verkauft und ich erstand sie, freilich nur mit einer hypothekarischen Schuld. Diese Schuld hat ein rachsüchtiger Mensch, ein gewisser Wohlbrecht, zu benutzen gewußt —

— Wohlbrecht, das ist der Name des Hauptführers der Revolution —

— Fluch über ihn, Hoheit, aus mehr als einem Grunde.

Jetzt trat die Amtsräthin hinzu und bat unter vielen Knixen, an einem einfachen Abendbrod Theil zu nehmen. Der Fürst sagte trüb lächelnd:

— Ihre Einladung, liebe Frau, kommt mir recht erwünscht. Man muß in solche Lage kommen, um den Werth einer guten Mahlzeit begreifen zu lernen.

Man setzte sich und es wurde aufgetragen, was das Haus vermochte. Die hohen Herrschaften fanden alles vortrefflich. Vielleicht hatte ihnen noch nie eine Mahlzeit so wohl gemundet. Die Amtsräthin kredenzte ein Glas ganz alten Landweins, der seit zehn Jahren in den Kellern des Amtshofes gelegen hatte.

Der Fürst vergaß seinen Kummer für einen Augenblick und brachte das Wohl der gütigen Gastgeber aus. In das Glas des Amtsraths fiel eine Thräne, als er die gütigen Worte seines Landesherrn erwiederte.

Nach beendigter Mahlzeit sah der Fürst auf seine Uhr.

— Elf Uhr, sagte er, es ist Zeit zu fahren; wir haben noch volle sechs Stunden Nacht.

— In vier Stunden erreichen wir hoffentlich die Grenze.

Die Wagen wurden bespannt. Der schwere

fürstliche Reisewagen erhielt seine Ordre und fuhr thalabwärts. Die Zofe blieb zur Bedienung der Damen zurück, von den in aller Eile zusammengerafften Effekten nur das Nothdürftigste. Der Amtsrath bat den Fürsten, einen Augenblick mit ihm in ein benachbartes Zimmer zu treten. Dort übergab er ihm ein Päckchen Werthpapiere.

— Ich muß Ihnen eine Schuldverschreibung hinterlassen, lieber Amtsrath. Geben Sie mir ein Blatt Papier und eine Feder.

— Ew. Hoheit werden das nicht im Ernste meinen. Mein Fürst bedarf dieser Form nicht.

— Doch, doch. Ich könnte sterben. Geben Sie her. Es ist mir eine Beruhigung.

Der Fürst schrieb mit fester Hand den Schuldschein. Als er seinen Namen darunter gesetzt hatte, reichte er ihn dem Amtsrath mit einem trüben Lächeln.

— Vertriebene Fürsten, sagte er, sind oft böse Schuldner. Werden Sie nicht ungeduldig, lieber Amtsrath.

— Hoheit, dieser Schein soll mir ein heiliges Kleinod sein. Er wird mich an den heutigen Tag erinnern, wo mir das Glück zu Theil ward, meinem Fürsten einen Dienst zu leisten.

Der Fürst reichte ihm die Hand.

— Mein Dank ist heute arm. Doch kommt er aus überfließendem Herzen. Das Unglück lehrt uns unsre Freunde erst kennen. Wir werden uns wiedersehen.

Die leichte Chaise des Amtsraths, mit zwei starken Braunen bespannt, war vorgefahren. Die Prinzessin küßte Elisabeth zum Abschied herzlich, die Fürstin dankte der Amtsräthin, fast zu Thränen gerührt. Prinz Friedrich trat zum Amtsrath und schüttelte ihm die Hand. Dann bestiegen er und der Amtsrath ihre Pferde, die Uebrigen den Wagen.

Es ging erst einen überaus steilen Weg bergan und dann ebenso steil bergab, und bedurfte der ganzen Geschicklichkeit eines an das Fahren im Gebirge gewöhnten Kutschers und der ganzen Vorsicht so kräftiger Pferde, wie die des Amtsrathes waren, um das Passiren dieses steilen Gebirgskammes möglich zu machen. Von da ab wurde der Weg breiter und führte weniger steil bergab. Dann aber stieg er plötzlich wieder ebenso bergan und fiel auf der andern Seite ebenso abschüssig ab. Das wiederholte sich noch vier- oder fünfmal. Es war eine überaus ängstliche und gefahrvolle Reise.

In Bezug auf die Zeit hatte sich der Amtsrath etwas verrechnet. Die ersten Morgenstrahlen dämmerten bereits, als sie gegen ein Dorf herauffuhren, das einzige, was sie zu passiren hatten, ehe sie die Grenze erreichten. Sie hörten hinter sich den Galopp eines Pferdes und als sie sich umsahen, war ein Reiter, dessen Gestalt sie in dem Halbdunkel nicht genau erkennen konnten, dicht hinter ihnen. Als er ganz nahe heran war, sahen sie, daß er eine dreifarbige Schärpe und einen Reitersäbel nebst einem Hute mit der rothen Feder trug.

— Halt, rief er dem Kutscher zu.

— Fahr' zu, rief der Amtsrath, peitsche die Pferde. Ich werde mit dem Burschen reden.

Er wendete sein Pferd und ritt auf den Reiter zu.

— Warum hält der Wagen nicht; rief dieser, sein müdes Thier zu neuem Laufe spornend.

— Haben Sie ein Recht, es zu verlangen? fragte der Amtsrath neben ihm herreitend.

— Ich bin Commissarius der republikanischen Behörde. Lassen Sie den Wagen halten.

— Nein, Herr, der Wagen wird nicht halten.

Der Republikaner zog ein Pistol heraus, und es auf den Amtsrath richtend, schrie er wüthend:

— Wollen Sie gehorchen oder Sie sind des Todes!

Der Amtsrath behielt seine Fassung. Mit einer raschen Wendung drängte er sein Pferd an das des Republikaners. Der Schuß ging los, ohne ihn zu treffen. In demselben Augenblicke versetzte ihm der Amtsrath einen heftigen Schlag mit der Reitpeitsche über den Kopf, der ihm den Hut herabriß und eine blutige Schmarre im Gesicht zurückließ. Das Sehen verging dem republikanischen Helden für die ersten fünf Minuten. Dazu that sein Miethsgaul, durch den Schuß erschreckt, einen Seitensprung und rannte mit ihm querfeldein.

Dieser Streich war abgewendet. Der Amtsrath holte bald den Wagen ein, auf dem Alle mit rückwärts gekehrtem Kopfe saßen, erschrocken über den Schuß.

— Was war das? Sie sind doch nicht verletzt? fragte der Fürst.

— Nein, Hoheit. Ich habe den republikanischen Helden mit der Reitpeitsche gezüchtigt, wie es solchen Leuten gebührt. Aber nun vorwärts, Kutscher. Wir dürfen keine zweite Begegnung abwarten.

Der Kutscher trieb die Pferde an. Es war

hier ebner Weg und die Fahrt ging sehr schnell. Der Republikaner schien es aufgegeben zu haben, hier seine Autorität geltend machen zu wollen. In dem Dorfe schliefen noch Alle und sie gelangten, als sie es passirt hatten, an einen kleinen Fluß, über den eine breite steinerne Brücke führte.

— Dies ist die Grenze, sagte der Amtsrath. Sie sind in Sicherheit.

Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses zog sich ein Cordon von Feldwachen hin, die auf die Nachricht von den Unruhen im Nachbarlande an der Grenze aufgestellt worden waren.

Es erschallte ein gebieterisches Halt.

Der Wagen hielt. Ein Reiter sprengte heran und sagte:

— Ihre Legitimation.

Der Fürst lächelte.

— Wer befiehlt hier? fragte er.

— Der Lieutenant von Fahrenthal vom dritten Uhlanen-Regiment.

— Rufen Sie ihn hierher.

Der Uhlan sprengte fort. Nach fünf Minuten erschien ein Offizier, in einen Reitermantel gehüllt.

— Herr Lieutenant, sagte der Fürst, ich begebe mich unter Ihren Schutz. Ich bin der Fürst von ***.

Der Offizier salutirte.

— Ich werde meinen Wagen bei Ihnen auf der Feldwacht erwarten. Mein lieber Amtsrath, Ihr Landesherr wird Ihnen einst Ihren Dienst reichlich lohnen. Haben Sie Dank aus übervollem Herzen.

An demselben Vormittage, an welchem der Fürst die Grenze eines fremden Landes überschritt, um Hülfe gegen sein eigenes Volk zu suchen, bot der Platz vor dem fürstlichen Schlosse und das Schloß selbst ein reich belebtes Bild. Im Schloßhofe standen Couriere mit gesattelten Pferden, bereit, die Befehle der republikanischen Behörde nach allen Richtungen hin zu befördern. Beamte eilten treppauf, treppab. Sie brachten versiegelte Befehle und hier und da sprang Einer aufs Pferd und sprengte davon. Offiziere mit der dreifarbigen Schärpe kamen, um Meldungen zu machen und gingen, um neue Befehle auszuführen. Vor dem Schlosse wurden einzelne Theile der neugebildeten Volkswehr eingeübt, während ununterbrochen neue Abtheilungen aus den sich Meldenden gebildet wurden. Die Bu-

reaux, welche dieses Geschäft besorgten, lagen im untersten Stockwerke des Schlosses.

Eine Treppe höher lagen die Zimmer, aus denen die Fäden dieser mannigfachen Organisationsarbeiten ausliefen. Hier befanden sich die Gemächer des Präsidenten. Der Mächtige hatte eben geklingelt.

— Oberst Nördlinger, befahl er dem diensthabenden Adjutanten.

Der Oberst, welcher im Vorsaale bereits wartete, trat in das Zimmer des Präsidenten. Dieser begrüßte ihn zerstreut und sagte dann rasch:

— Die Republik überträgt Ihnen das Portefeuille des Innern. Sie erkennen darin die Aeußerung des Dankes, welchen Ihnen die Nation schuldet.

Nördlinger antwortete nur durch eine stumme Verbeugung.

— Ich wünsche, fuhr der Präsident fort, daß Sie noch heute die Geschäfte Ihres Ressorts übernehmen.

— Zu Befehl, Herr Präsident.

— Ihre erste Thätigkeit mögen Sie einer überaus wichtigen Sache zuwenden. Wir müssen der Nation eine Denkschrift über die Fehler

und Vergehen des gestürzten Regierungssystemes vorlegen. Die Arbeit ist vorbereitet. Manche Notizen, sowie das Material, welches ich besonders durch Beihülfe des jetzigen Lieutenants Frank, des Protegé des Herrn von Bonfori, gewonnen habe, wird Ihnen noch heute durch die Kanzlei zugehen.

Der Präsident machte eine entlassende Handbewegung und zog wieder an der Klingel.

— Hauptmann Warmbrück, befahl er.

Der Hauptmann trat ein.

— Hier ist Ihre Ordre für die See-Distrikte. Sie werden sofort abreisen. Täglich werden Sie eine Mittheilung hierher senden. Sie haben Eisenbahnverbindung. Die zur Organisation der Volkswehr nothwendigen Offiziere folgen heute Nachmittag. Auch können eine Anzahl gesinnungstüchtiger junger Männer der dortigen Gegend zur Ernennung von Offizieren vorgeschlagen werden.

Wieder die entlassende Handbewegung. Die Glocke tönte aufs Neue. Der eintretende Adjutant meldete diesmal, daß ein Fremder den Präsidenten zu sprechen wünsche.

— Er soll kommen.

Alsbald sprang ein Mann in mittleren Jah-

ren, einen Hut mit einer rothen Feder in der Hand haltend, herein und sagte, sich mehrmals verneigend:

— Heil und Ruhm der erhabenen Republik und Ehre ihrem Präsidenten!

— Die Republik dankt Ihnen für Ihren erfreulichen Gruß. Was bringen Sie?

— Herr Präsident, in dieser Nacht ist die Festung Riedenberg in die Hände der allein rechtmäßigen Regierung dieser hohen Republik übergegangen. Ich wollte der Erste sein, der diese wichtige Nachricht überbringt.

— Ihr Name?

— Wallauer, Herr Präsident.

— Rang?

— Bis jetzt nur Bürger von Riedenberg. Die getreue Stadt bittet um Verhaltungsmaßregeln.

— Von jetzt ab Hauptmann Wallauer im Dienste der Republik. Sie können heute Mittag Ihr Dekret bekommen. Wie stark ist die Besatzung?

— Drektausend Mann Infanterie, fünfhundert Mann Artillerie, Alle treu wie Gold.

— Es wird in einer Stunde der neuernannte Kommandant nach Riedenberg abgehen.

Der Bürger Wallauer entfernte sich, sehr vergnügt über seinen Hauptmannsrang. Wieder ertönte die Glocke.

— Ist der Kommerzienrath Wildung da? fragte der Präsident.

— Ja wohl, Herr Präsident.

Der Kommerzienrath trat ein. Sein Gesicht hatte eine fahle Blässe, sein Auge etwas Unsicheres. Er verbeugte sich tief.

— Wir brauchen Geld, lieber Kommerzienrath, sagte der Präsident.

— Ich habe keins, erwiederte dieser.

— Sie haben doch unsere Ordre erhalten? Die Kaufmannschaft wird hoffentlich vernünftig sein. Fünfzig Millionen, keinen Deut weniger. Wir geben Sicherheit auf die Staats-Domänen.

Der Kommerzienrath zuckte mit den Achseln.

— Nun, antworten Sie, sagte der Präsident. Die Geschäfte drängen.

— Die Kaufmannschaft trägt Bedenken, sagte der Kommerzienrath.

— Alle Teufel, warum?

— Die Unsicherheit der Verhältnisse. Es kann morgen eine ausländische Armee ins Land rücken. Sie begreifen —

— Ich begreife nichts, als daß wir fünfzig

Millionen brauchen. Ich erwarte Ihre Antwort bis Mittag. Ich spaße nicht.

Der Präsident entließ den Kommerzienrath.

— Der Oberst Fremont, meldete der Adjutant.

— Er sei willkommen.

— Herr Oberst, Sie werden heute Nachmittag nach Riedenberg abreisen, um den Oberbefehl über diesen wichtigen Platz zu übernehmen.

— Riedenberg ist übergegangen?

— Nach einer Meldung von heute. Sie empfangen Ihre Instruktion um zwei Uhr auf der geheimen Kanzlei.

— Zu Befehl, Herr Präsident.

So ging es fort. Leute von den verschiedensten Fähigkeiten und der verschiedensten bürgerlichen Stellung erschienen vor dem Präsidenten und empfingen ihren Bescheid, schnell entschieden, klar. Die ungeheure geistige Kraft dieses Mannes entfaltete sich auf das Glänzendste. Er übersah alle die theilweise sehr schwierigen Verhältnisse mit einer Sicherheit und einer Raschheit, die in Erstaunen setzte. Die Geschichte jener Revolution hat es gelehrt, wie bedeutend er die Wehrfähigkeit des Landes in kurzer Zeit regelte, wie er die innere Verwaltung in einen festen und sichern Gang brachte. Aber

er that dies diktatorisch, ohne einen Widerspruch zu dulden; er war nicht der erste Beamte eines freien Staates, sondern der absolute Herrscher einer jetzt mehr als je geknechteten Nation. Er würde vielleicht denselben Weg gegangen sein, wie Napoleon der Große, wenn nicht das Schicksal seinem Wirken ein Ziel gesetzt hätte.

Jetzt ward ein angesehener Geistlicher der Residenz gemeldet.

— Herr Bischof, redete ihn der Präsident an, ich habe Sie rufen lassen, um über die Verheirathung meiner Tochter mit dem hier gefangen gehaltenen Prinzen Luitpold mit Ihnen zu unterhandeln.

— Die Gesetze verbieten diese Heirath, Herr Präsident, erwiederte der würdige Geistliche.

— Weshalb? Ist die Tochter des Präsidenten der Republik diesem Prinzen nicht ebenbürtig?

— Darüber hat die Kirche nicht zu urtheilen, wohl aber darüber, ob die beiden Personen im Stande sind, das heilige Sakrament zu verstehen. Dies ist im vorliegenden Falle zu verneinen. Ihre Tochter befindet sich nicht im Besitz ihrer Geisteskräfte.

— Das wird der Beurtheilung der Aerzte unterliegen.

— Nicht ganz, Herr Präsident. Kein Geistlicher darf ohne eigene Ueberzeugung von der geistigen Gesundheit beider Theile das Sakrament celebriren.

Der Präsident verbarg seinen Unmuth und entließ den Geistlichen artig.

Der Folgende, der eintrat, war Edgar Wildung.

— Ich meine es gut mit Ihnen, Herr Wildung, sagte Wohlbrecht, Sie sind jung und thatenlustig. Es giebt viel zu thun. Die nördlichen Distrikte sind noch zu insurgiren. Sie werden mit dem Range eines Obersten sogleich dorthin aufbrechen. Die bedeutendste Stadt Ihres Bezirks ist Wahlfeld. Sie werden dort eine Regierungsbehörde bereits vorfinden. Ihre Hauptmission wird die sein, die Verbindung mit den im Aufstande begriffenen Provinzen des Nachbarstaates zu unterhalten, dann die Volkswehr zu bilden und den Befehlen unserer Regierung den nöthigen Nachdruck zu geben. Dies ist besonders in Bezug auf das regelmäßige Einziehen der Steuern zu beachten. Zur Wahrung der Grenze werde ich Ihnen demnächst zwei Regimenter der regulären Truppen zur Disposition stellen.

Der Oberst Wildung verbeugte sich und verließ das Zimmer.

16.

Die Geächteten.

Die folgende Scene begab sich einige Tage nach den zuletzt geschilderten Begebenheiten. In einer ziemlich freundlichen Zelle des Gefängnisses, welches, für schwere Verbrecher bestimmt, außerhalb der Stadt am Eingange der untern Vorstadt lag, befand sich der Prinz Luitpold und Rudolf Adlerskorn. Es war eine große Vergünstigung, daß man sie beieinander gelassen hatte. Indessen hatten sie diese nur der Sympathie zu danken, welche einer der Beamten des Gefängnisses gegen die Dynastie des unglücklichen, vertriebenen Fürsten hegte. Für den Prinzen war das Zusammensein mit seinem Freunde in seiner jetzigen Stimmung unbedingt nothwendig, wenn er nicht einer tiefen Schwermuth anheimfallen sollte. Seine sonst überaus kräftige Natur beugte sich unter dem harten Geschicke, dem er verfallen schien. Er hatte es gewagt, in die Residenz zurückzukehren, weil er aus einigen Worten seines Vaters schloß, wie diesem sehr viel an gewissen Papieren gelegen sei, die

in der Eile im Schlosse zurückgelassen worden waren. Dieser Zweck war vereitelt, man hatte ihn nach seiner Verhaftung im Gefängnisse untersucht und ihm die Papiere weggenommen. Doch das war es nicht, was ihm am meisten schmerzte. Durch sein etwas leichtsinnig eingegangenes Verhältniß zu Elsbeth war er der dämonischen Gewalt eines Mannes verfallen, dessen eiserne Hartnäckigkeit er kannte. Man zwang ihn vielleicht zu einem entehrenden Schritte, bevor man ihn tödtete. Man verübte an ihm einen doppelten Mord, einen moralischen und einen physischen.

Rudolf von Adlerskorn versuchte alle Trostgründe, ohne eine Linderung für den Prinzen zu erzielen. So waren die Stunden, die Tage ruhelos und quälend vergangen.

Es war jetzt sieben Uhr Abends. Die Sonne warf ihre scheidenden Strahlen auf das vergitterte Fenster und hierdurch in das kleine Gemach. Sie trafen nur auf finster umschattete Augen und bleiche Gesichter. Auf dem Gange ließ sich ein schleppender Schritt vernehmen, ein Schlüssel ward in die Thür zu der Zelle des Prinzen gesteckt und umgedreht. Die Thür öffnete sich und der Prinz sprang zugleich mit einem leisen Ausruf empor. Vor ihm stand Elsbeth.

Ein langes, weißes Gewand umschloß ihre Glieder. Ihr Auge war gebrochen und unsicher. Sie war einen Augenblick auf der Schwelle stehen geblieben; aber plötzlich trat sie rasch auf den Prinzen zu und stürzte schluchzend in seine Arme.

Jetzt erst bemerkte Rudolf, daß noch eine zweite Dame in der Thür stand, die nun rasch auf ihn zutrat und ihm zuflüsterte:

— Ich habe Frauenkleider mitgebracht. Der Gefängnißwärter ist bestochen. Sie werden ungesehen die Stadt und das Land verlassen können. Rasch!

Rudolf von Adlerskorn zögerte einen Augenblick. Er sah auf den Prinzen, der, erstarrt über Elsbeths Reden, allmälig zu begreifen anfing, daß sie wahnsinnig sei.

— Die Unglückliche ist wahnsinnig, sagte Frau von Flemming — dies war die zweite Dame. — Sie wird bald von ihrem Elende erlöst werden. Aber dieser unglückliche Prinz soll nicht das Opfer des Schurken Wohlbrecht werden.

Herr von Adlerskron ging auf den Prinzen zu und flüsterte ein paar Worte.

Der Prinz wendete sich um und sagte bestimmt:

— Wir dürfen das nicht annehmen, Rudolf.

— O, gnädiger Herr, rief Frau von Flemming, ich bitte, ich beschwöre Sie — fliehen Sie — Sie gehen einem sichern Verderben entgegen. Sie kennen Wohlbrecht nicht. Er ist ein Teufel.

— Und Sie wollen statt unserer hierbleiben? fragte Rudolf von Adlerskorn.

— Ich für meine Person, erwiederte Frau von Flemming, trage kein Verlangen, diese Heldenthat zu übernehmen. Ich verlasse die Residenz und das Land, sobald ich Sie in Sicherheit weiß und Elsbeth wieder nach Hause gebracht habe. Beeilen Sie sich, meine Herren, die Zeit drängt. Die Verkleidung ist nur, damit Sie ohne Aufsehen das Gefängniß verlassen können. Unser Wagen hält draußen. Die Tochter des Präsidenten bahnt uns den Weg.

Der Prinz zögerte noch einen Augenblick, während Rudolf von Adlerskorn schon die Frauenkleider umgeworfen hatte. Dann aber überkam auch ihn eine heiße Sehnsucht nach Freiheit. Er warf rasch das mitgebrachte Kleid über und setzte einen Damenhut auf. Dann warf ihm Frau von Flemming ihren eigenen Shawl um. Elsbeth sah dem Allen mit stupidem Staunen

zu. Ihr umnachteter Geist begriff den Zweck dieser Vorbereitungen nicht mehr. Die vier Personen verließen das Gefängniß. Der Schließer verschloß ruhig die Zelle, die dem jungen Prinzen einen so traurigen Aufenthalt geboten hatte. Er hörte den Wagen vor dem Thore fortrollen und murmelte:

— Er ist fort. Nun gilt es, nicht lange mehr zu zögern. Meine Haut ist hier nicht recht sicher, schätz' ich. Der Fürst wird mir's reichlich lohnen, daß ich seinem Sohne durchgeholfen habe. Die Wirthschaft hier hat doch keinen Bestand. Ich gehe ins Ausland.

Unter diesen leise gemurmelten Worten war der Mann bis in den Hauptkorridor gelangt, als ein Mann hereinstürzte. Wir erkennen in dem neu Angekommenen den Kammerdiener Johann.

— Wo ist er, rief er, mein unglücklicher Prinz?

— Ihr thätet besser, nicht so zu schreien, Mann, sagte der Gefangenwärter. Wie seid Ihr hereingekommen.

— Sie ließen mich aus Barmherzigkeit herein. Seid auch Ihr barmherzig und schließt mir die Zelle des Prinzen auf.

— Welches Prinzen, Mann? Wir halten

hier zwei Prinzen gefangen, einen wirklichen und einen verkappten.

— Den Prinzen Luitpold meine ich. Ich bin sein Kammerdiener. Seit zwei Tagen bin ich umhergelaufen, ihn zu suchen, aber man wies mich überall ab. Schreckliche Gerüchte drangen zu meinen Ohren — sie wollten ihn erschießen lassen. Ich konnte nicht erfahren, wo er sich befand, obgleich ich alle Gefängnisse durchlaufen bin. Endlich finde ich ihn hier. O, führt mich zu ihm.

— Stille, stille, Mann, Euer Prinz ist nicht mehr hier. Ich habe ihn soeben freigelassen.

— Ist es wahr, was Ihr sagt?

— Redet leise, um Gotteswillen. Kommt, ich gehe mit Euch. Ich will mit diesen verdammten Republikanern nichts mehr zu thun haben.

Die beiden Männer verließen das Gefängniß und eilten, die Stadt zu verlassen.

Etwa eine Stunde später hielt der Wagen des Präsidenten vor dem Gefängnisse. Mit tiefen Verbeugungen empfing ihn der Inspektor der Anstalt.

— Führen Sie mich in die Zelle des Prinzen Luitpold.

Der Inspektor rief nach dem Wärter, der die Schlüssel zu diesem Theile der Zellen hatte. Er war nicht zu finden. Eine große Bestürzung malte sich auf dem Gesicht des Beamten. Er ging selbst, den Schlüssel zu holen, und öffnete die Zelle. Sie war leer.

Der Inspektor stieß einen Schrei aus, als sein Blick dem des Präsidenten begegnete.

— Wo ist der Gefangene, Herr? donnerte der Präsident.

— Erst vor einer Stunde habe ich die Zellen selbst revidirt, und es war bis dahin alles in Ordnung.

— Rufen Sie das gesammte Personal zusammen.

Der Inspektor zog eine Glocke. Sofort eilten sämmtliche Beamte auf dem Kreuzpunkt der beiden Hauptkorridors zusammen.

— Fehlt Jemand? fragte der Präsident.

— Der Schließer Bernhard, erwiederte der Inspektor. Hier liegt ein Geheimniß zu Grunde. Gerade Bernhard ist es, dem die Zellenreihe anvertraut war. Er wurde wahrscheinlich bestochen und ist nun entflohen.

Der Präsident wendete sich zu einem Adjutanten, der ihn begleitet, und sagte:

— Man soll den Flüchtlingen sogleich nachsetzen. Alle Ausgänge der Stadt werden bis auf Weiteres gesperrt. Boten sollen nach allen Richtungen abgehen.

Der Adjutant eilte fort.

— Hat ein Fremder in der letzten Stunde das Gefängniß betreten? fragte der Präsident weiter.

— Niemand, als des Herrn Präsidenten Tochter, der ich die Erlaubniß, den Prinzen zu sehen, nicht versagen zu dürfen glaubte.

— Wie, mein Herr? Sie wagten es, gegen meinen ausdrücklichen Befehl Jemand zum Prinzen zu lassen?

— Ihre Tochter, Herr Präsident —

— Ruhig. Sie sind Arrestant. Ich werde Sie lehren, nach meinen Befehlen zu handeln.

Ein leises Gemurmel durchlief die Reihe der Beamten. Es waren dies meist alte Soldaten, die das Fürstenhaus liebten, unter welchem sie gedient hatten. Wir können annehmen, daß sie Alle bei der Flucht des Prinzen ein Auge zugedrückt hatten.

— Ihr murrt? rief der Präsident wüthend, indem er nahe an die Leute herantrat. Wollt Ihr Euch gegen meinen Befehl auflehnen? Wehe

Euch! Ich will Euch pressen, daß Ihr das Murren vergessen sollt. Versehet Euren Dienst, Bursche, ohne zu widersprechen.

Der Präsident winkte zwei in der Nähe stehende Soldaten herbei.

— Dieser Mann, sagte er, auf den Inspektor deutend, ist Euer Gefangener. Er wird sogleich nach dem Stadtgefängniß gebracht, wenn ich Euch von der nächsten Wache Ablösung geschickt habe.

— Wo ist die Zelle des Majors von Winnenberg? wendete er sich an einen Schließer.

— Barmherzigkeit, Herr Präsident! rief der Inspektor. Ich bin Familienvater!

Der Präsident hörte es nicht. Er folgte dem Schließer ruhigen, festen Schrittes über einen Vorplatz zu der Zelle des zweiten Prinzen, den er zu seinem Gefangenen gemacht hatte.

Der Major erhob sich, als der Präsident eintrat. Als er ihn aber erkannte, zogen sich seine Lippen zu einem verächtlichen Zuge zusammen und er setzte sich sogleich wieder.

— Ich komme, Ihnen Ihr Urtheil zu verkünden, sagte der Präsident.

— Man hat mich noch nicht gehört, erwiederte der Prinz gelassen, und kann mich also auch nicht verurtheilen.

— Es ist bereits geschehen. In Ausnahmefällen kann man auch Ausnahmemaßregeln anwenden. Die Republik ist indeß gütig gegen Sie und verweist Sie nur des Landes.

— Ah, die Gnade ist groß. Die Republik wird von edlen Männern geleitet.

— Man geht noch weiter, Herr Major, und gestattet Ihnen sogar unter einer Bedingung im Lande zu bleiben, indem man Ihnen zugleich wiederholt das Anerbieten macht, den Oberbefehl der Armee zu übernehmen.

— Und diese Bedingung wäre?

— Sie müssen einen Eid schwören bei Ihrer Ehre, für sich und Ihre Nachkommen auf den Thron dieses Landes zu verzichten.

Der Prinz erhob sich in großer Aufregung von seinem Sitze.

— Niemals! rief er. Glauben Sie, ich wolle aus Ihrer Hand eine Wohlthat? Meine Familie kann unglücklich werden, aber ehrlos niemals.

— Es ist vielleicht sehr unklug von Ihnen, mich noch zu reizen, sagte Wohlbrecht mit seltsamer Betonung. Doch es sei. Sie haben ja nichts weiter, als diesen jämmerlichen Stolz. Ich will mit Ihnen um Ihr letztes Eigenthum

nicht rechten. Aber beantworten Sie mir eine Frage: Würden Sie diesen Schwur leisten, wenn Ihr Leben davon abhinge?

Der Prinz erwiederte ernst:

— Nimmermehr! Einst habe ich meinem sterbenden Vater gelobt, alle meine Kraft daran zu setzen, um den Thron meiner Väter in diesem Lande wieder aufzurichten, in dessen Volke noch die Erinnerung an meine großen Ahnen lebt. Diesen Schwur werde ich halten, bei meiner Ehre, so wahr ich ein Mann bin. Tödten Sie mich und geben Sie der Welt das Beispiel unerhörter Gewaltthat. Aber so lange ich lebe, werde ich Ihr Feind sein. Dies, mein Herr, ist mein letztes Wort.

Der Präsident murmelte für sich:

— Stolzer Narr!

Dann sagte er laut, mit sehr freundlicher Stimme:

— Vergessen Sie meine Frage, Herr von Winnenberg. Versuchen Sie immerhin Ihre Kräfte, nur müssen Sie binnen vierundzwanzig Stunden, von jetzt an gerechnet, die Grenze des Landes hinter sich haben. Sollten Sie je wieder auf dem Gebiete der Republik angetroffen werden, so wäre der Tod Ihre Strafe. Ich

habe Ihnen Ihr Urtheil verkündet. Wir scheiden als unversöhnliche Feinde. Dem Sieger werde der Preis.

Der Präsident verließ die Zelle.

— Wer ist der nächste Beamte nach dem Inspektor! fragte er den Schließer.

— Der Unter-Inspektor, Herr Präsident.

— Rufen Sie ihn.

Der betreffende Beamte erschien.

— Ich werde Ihnen in kurzer Zeit, etwa in einer Stunde, die Entlassungsscheine für den Major von Winnenberg und Herrn von Platten zuschicken. Sie entlassen dann diese Herren sogleich.

— Zu Befehl, Herr Präsident.

Wohlbrecht verließ das Gefängniß.

Sobald die Thür zu des Majors Zelle wieder verschlossen war, begann derselbe mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Die Aussicht auf seine Freilassung regte ihn auf. Tausend Entwürfe durchwogten seinen Kopf. Der Moment des Handelns war gekommen und er durfte auf mächtige Unterstützung rechnen, wenn er gegen die mehr und mehr um sich greifende republikanische Richtung zu Felde zog. Er bekämpfte die Revolution und schwang sich selbst zum Herrn des Landes empor.

Doch ein jäher Tod machte diesen stolzen Plänen in ihrer Geburtsstunde ein Ende.

Der Tod dieses Mannes wird ein ewig ungelöstes Räthsel bleiben. Es ist ein dunkler Punkt in der Geschichte jener Tage, daß dieser hochherzige Prinz von einer unsichtbaren Hand meuchlings ermordet wurde.

Es fiel ein Schuß. Das gesammte Personal des Gefängnisses gerieth in große Aufregung. Der Schuß schien in des Majors Zelle abgefeuert worden zu sein und man eilte dorthin. Man fand den Major vornüber in die Kniee gesunken, mit dem Tode ringend. Eine Kugel, die offenbar durch das zersplitterte Fenster von außen hereingeschossen worden war, hatte den Rücken durchdrungen und fand sich nachher in dem Zellgewebe der Brusthaut.

Eine gräßliche Verwirrung entstand. Der Arzt des Gefängnisses erklärte, der Major habe nur noch wenige Stunden zu leben. Der Sterbende verlangte heftig nach Franz von Platten.

Dieser junge Kavalier hatte den Schuß und den darauf folgenden Lärmen ebenfalls vernommen. Er glaubte von einem Vorübereilenden den Namen des Majors zu verstehen. Eine bange Ahnung überkam ihn.

Jetzt ward seine Zelle geöffnet und man führte ihn unter Eskorte in die Zelle des Sterbenden.

Der Major lag todtenbleich auf dem Rücken. Ein schwaches Lächeln erheiterte sein vom Todeskampfe entstelltes Antlitz einen Augenblick, als er Franz von Platten erblickte. Dieser stürzte weinend neben seinem Lager auf die Kniee.

Der Major ließ seine Hand über des Jünglings Haupt gleiten und sagte mit schwacher Stimme:

— Fassung, Franz!

Franz erinnerte sich sogleich, daß die Minuten des Sterbenden gezählt sein könnten, daß man seine letzten Augenblicke nicht durch Schaustellung des Schmerzes verbittern dürfe.

Er erhob sich und sagte mit ziemlich fester Stimme:

— Was haben Sie mir zu sagen, mein Prinz?

Der Prinz gab durch Zeichen zu verstehen, daß er die Uebrigen bitte, ihn mit Herrn von Platten allein zu lassen.

Die Ehrfurcht vor einem Sterbenden siegte bei den Beamten über jede andere Rücksicht und sie verließen das Zimmer. Der Sterbende er-

griff mühsam die Hand des Jünglings und sagte gebrochen:

— Ich — danke Ihnen — für — Ihre Liebe. Es ist — vorbei. Mein Bruder — soll heimkehren — auf seine — glückliche Insel — genug an — einem Opfer!

Ein Blutstrom entrang sich der Brust des Prinzen. Franz von Platten sah, wie der Tod nahte. Der Prinz wollte noch sprechen, aber er konnte nur noch hauchen:

— Leben — Sie wohl! Gruß — an Ludwig — an Alle —

Dann streckte sich plötzlich sein kräftiger Körper gewaltsam und ein starkes Röcheln ward vernehmbar. Noch einmal ergoß sich ein Blutstrom aus seinem Munde, dann war es vorbei. Er hatte vollendet.

Franz von Platten erhob sein thränendes Antlitz und sagte leise, die Hände faltend:

— Gieb ihm, Allmächtiger, den Frieden, den er, getrieben von seinem Schicksal, hienieden nicht finden konnte.

Dann wendete er sich nach der Thür und öffnete sie.

— Es ist vorbei, meine Herren, sagte er, er hat vollendet. Aber ich rufe hier den Fluch

des Himmels auf den Mörder herab, wer er auch sei. Möge der Allmächtige dies unschuldig vergossene Blut an ihm heimsuchen.

Eine tiefe Stille folgte, während welcher ein Grauen die Herzen der Männer erfüllte. Franz von Platten wendete sich zum Inspektor.

— Kann mir erlaubt werden, bis zur Bestattung des Prinzen diese Zelle zu bewohnen?

— Sie sind Herr über Ihre Person, Herr von Platten. Lesen Sie dieses Papier. Es giebt Ihnen Freiheit, zu gehen, wohin Sie wollen. Auch der selige Herr Major wäre jetzt frei.

— Man hatte vielleicht Gründe, seine Freiheit zu fürchten, sagte Franz bitter. Es wird mir also nicht gestattet sein, dem Begräbniß des Verstorbenen beizuwohnen. Ich bin des Landes verwiesen.

Der Inspektor zuckte die Achseln.

— Mein Rath wäre, das Land so bald als möglich zu verlassen. Es sind jetzt Zeiten der Gewalt, wo das Recht schweigen muß.

Franz von Platten trat noch einmal zu der Leiche und sagte leise:

— Lebe wohl, Du edler Prinz — werde Dir die Erde leicht!

Dann verließ er das Gefängniß.

Der Präsident Wohlbrecht war nach jenem Gespräche mit dem Major von Winnenberg nach dem fürstlichen Schlosse gefahren, um die Entlassungspapiere für die beiden Gefangenen ausfertigen zu lassen. Im Vorsaale erwartete ihn ein junger Mensch von sehr prahlerischem Aussehen, der, gespreizt wie ein Pfau, die dreifarbige Schärpe über die Schulter, einen klirrenden Schleppsäbel umgeschnallt hatte, den er nebst großen Kanonenstiefeln vor den Augen der staunenden Municipalgardisten auf eine höchst lächerliche Weise zur Schau trug.

Der Präsident konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er dieser martialischen Figur ansichtig wurde. Der junge Held grüßte militärisch, während er auf den Präsidenten zutrat.

— Ich habe die Ehre, den Herrn Präsidenten zu begrüßen! sagte er.

— Was bringen Sie? fragte Wohlbrecht.

— Ich war als Kommissarius an die ***sche Grenze geschickt. Vorgestern Morgen um sechs Uhr bemerkte ich einen Wagen, in welchem sich ein alter Herr und zwei Damen befanden. Zwei Reiter begleiteten den Wagen. Ich befahl zu halten, um den Wagen zu visitiren. Statt dessen fuhr er nur um so schneller. Nun versuchte

ich, den Kutscher vom Bock zu schießen, erhielt aber einen Schlag über das Gesicht, der mich für eine Stunde blind machte.

— Sie gingen energisch zu Werke, bemerkte der Präsident.

— Leider entkam mir der Wagen, auf dem Niemand anders saß, als der Fürst nebst seiner Gemahlin und Tochter. Ich bedaure aufrichtig, daß mir dieser Fang entgangen ist.

— Ist das Alles? Ich habe bereits Meldung, daß der Fürst die Grenze passirt hat.

— Ich habe noch eine persönliche Klage, Herr Präsident. Man hat einen Kommissarius der hohen Republik nicht mehr geachtet, als daß man ihn über den Kopf hieb. Der Thäter ist ein Unterthan der Republik. Das verlangt Genugthuung.

— Nennen Sie den Namen des Unglücklichen, der Sie so abscheulich gezeichnet hat. Der blaue Strich wird so bald nicht vergehen. Es war wohl ein Hieb mit der Reitpeitsche? Ihnen soll Gerechtigkeit werden.

Der Präsident sprach diese Worte in scherzhaftem Tone, während ein ironisches Lächeln um seinen Mund spielte. Sein Gesichtsausdruck änderte sich aber, als der Kommissarius antwortete:

— Sein Name ist Liebig. Er ist Besitzer des Nidhofes im Gebirge.

— Ah, Liebig! Allerdings, Ihnen gebührt Genugthuung.

Der Präsident trat an seinen Tisch und schrieb hastig einige Worte.

— Hier haben Sie einen Verhaftsbefehl. Wir müssen den republikanischen Behörden Achtung verschaffen. Ich kenne diesen Mann. Er ist gefährlich.

Der Kommissarius verließ das Zimmer.

— Ei, ei, Schwager Liebig! sagte der Präsident leise. Ich sehne mich darnach, Dich wiederzusehen.

Als der Prinz Luitpold und sein Begleiter nebst den beiden Frauen den Wagen bestiegen hatte, befahl Frau von Flemming dem Kutscher, nach der Linksstraße zu fahren.

— Es ist dort sehr finster, sagte sie zu den beiden jungen Leuten. Sie können schnell die falschen Kleider ablegen und gewinnen mit wenigen Schritten das Freie.

— Und Sie, der wir unsere Freiheit verdanken?

— Denken Sie zunächst nur an sich selbst. Wenn Sie einst als Fürst in dies Land zurückkehren, wie ich zuversichtlich hoffe, so denken Sie an die arme Elsbeth und an mich. Ich benutze den nächsten Eisenbahnzug, um dies Land zu verlassen, wo ein Schurke regiert. Ich weiß, daß ich einen großen Theil der Schuld an dem tragischen Ausgang Ihres Verhältnisses zu Elsbeth trage, denn ich habe in mütterlicher Eitelkeit und Schwachheit dies Verhältniß gehegt, statt es zu verhindern. Sie, mein Prinz, haben sehr unrecht gethan, uns Ihren wahren Stand zu verheimlichen. Doch ich verzeihe Ihnen um deswillen, was Sie in diesen Tagen gelitten haben. Das tilgt Vieles.

— O, wie wahr reden Sie! Mein ist die Schuld! sagte der Prinz düster.

— Die arme Elsbeth ist am meisten zu bedauern. Sie wird Mutter Ihres Kindes werden, Hoheit, und wird nicht mehr begreifen, daß das Ihr Kind ist. Mag der Allmächtige über sie wachen.

— Sie standen schon lange in Wohlbrechts Diensten?

— Ja wohl, doch ohne ihn zu kennen. Er kam zu mir als einfacher Privatmann und bat

mich, die Erziehung seiner Tochter zu übernehmen. Ich bin mittellos und ergriff diese Gelegenheit gern, etwas zu verdienen. Wir sahen ihn selten. Es fiel mir allerdings auf, daß er immer die einsamsten Stellen außerhalb der Stadt zu unserm Wohnplatz auswählte, noch mehr aber, daß er seiner Tochter gegenüber einen falschen Namen annahm und mir stets jede Gesellschaft für Elsbeth streng verbot. Ich fragte ihn auch darüber, ohne indeß eine bestimmte Antwort zu erhalten. Zuletzt kümmerte ich mich nicht mehr darum.

Der Wagen hielt vor Elsbeths Wohnung.

— Nun rasch fort.

Die beiden Jünglinge streiften rasch die fremdartigen Gewänder ab und verschwanden in der Finsterniß, indeß Frau von Flemming und Elsbeth in das Haus gingen.

— Wir sind hier in der Nähe der Malthesser-Abtei, flüsterte der Prinz. Es ist der verabredete Platz. Vielleicht ist noch einer von meinen Leuten dort.

Sie durchschritten rasch den finstern Weg bis zur Abtei. Kein Mensch war dort, eine Todtenstille herrschte ringsum.

— Was nun machen? fragte der Prinz.

— Wir müssen uns bis zur nächsten Eisenbahnstation durchschlagen.

— Haben Sie Geld?

— Nur wenig. Ich war nicht darauf vorbereitet. Man ließ es mir im Gefängniß aus Barmherzigkeit.

— Mich haben die Schurken gänzlich ausgeplündert.

Jetzt hörte man rasche Schritte sich dem Orte nähern. Die beiden Jünglinge traten in den dunklen Schatten des Gebäudes.

— Sie sind nicht hier! sagte eine Stimme.

— Der Wagen fuhr eben wieder zurück, erwiederte eine andere. Sie werden einen andern Weg eingeschlagen haben.

— Das ist unseres alten Johanns Stimme, sagte der Prinz.

Dann aus dem Schatten des Gebäudes hervortretend, rief er:

— Wir sind hier, treue Seele!

Die Freude des alten Mannes war unbeschreiblich. Der Prinz unterbrach ihn jedoch in seinen Freudenbezeugungen.

— Wo sind die Pferde?

— Im nächsten Dorfe.

— Dann vorwärts. Wer ist dieser Mann.

Der Prinz deutete auf den Gefängnißwärter.

Dieser trat vor und sagte:

— Ich bin der Gefängnißwärter, der Ihnen zur Flucht behülflich war. Der Präsident ließe mich zum Tode verurtheilen, wenn er es erführe. Nehmen Sie mich mit, Hoheit.

— Es fehlt uns ein Pferd, guter Freund. Indeß sollt Ihr nicht zurückbleiben. Ihr könnt abwechselnd bei Einem von uns sitzen.

Die vier Männer erreichten bald das nächste Dorf. Der alte Johann ging hinein, um den Reitknecht zu benachrichtigen. Dieser hatte den Republikanern des Dorfes vorgeredet, die schönen Pferde gehörten einem Oberoffizier der republikanischen Armee und er erwarte nur die Ankunft der übrigen Reitknechte, um den Marsch nach der Garnison seines Herrn anzutreten. So entging er der sonst sehr beliebten Beschlagnahme durch die edlen Freiheitshelden.

Man bestieg die Pferde und ritt in scharfem Trabe der Grenze zu.

Am Mittag des andern Tages passirten die Reisenden, etwa zwei Meilen südlich von der Stelle, wo der Fürst dieselbe überschritten hatte, die Grenze. Zwei Pferde fielen in Folge der Anstrengung noch an demselben Tage.

17.

Seine Stunde ist gekommen.

Wir erinnern uns, daß Edgar Wildung am ersten Abend nach der Revolution, als der Präsident ihn nach seinem Vater fragte, sehr kalt geantwortet hatte: Er ist verrückt.

Ein solches Wort im Munde des Sohnes gegen den Vater konnte nur in einem verhärteten Gemüth, wie Edgars leider war, Platz greifen.

Aber Edgar Wildung hatte die Wahrheit gesagt. Es war etwas in dem Gemüthsleben seines Vaters, was allerdings auf Irrsinn schließen ließ, obwohl er seinen Geschäften anscheinend noch mit ungeschwächter Kraft vorstand. Er saß oft Stunden lang in dem kleinen Comptoir und rechnete. Er zählte dann die Summen zusammen, die er Wohlbrecht schuldete. Wenn dann das Facit gezogen war und er sah, daß die Schuld, die ihn an den finsteren Dämon seines Lebens kettete, größer war, als sein Vermögen, so warf er plötzlich die Feder weg und blieb lange unbeweglich sitzen, starr vor sich hinblickend. In solchen Momenten waren ihm oft seltsame

Worte entfahren, welche, ohne Zusammenhang gehört, die Brust des Hörers mit Entsetzen erfüllen mußten.

Der arme Mann hatte sich gerettet, als er dem Ertrinken nahe war, aber er hatte nur die Kraft gehabt, ein Schurke zu werden, ohne auf dieser Bahn Fortschritte machen zu können. Es begegnete ihm gar oft des Nachts, daß er meinte, das Bild seines Vaters, welches über dem Schreibpult in dem kleinen Comptoir hing, werde lebendig und schlinge sich um ihn, ihn zu erdrücken. Doch das war ja ein gewöhnlicher Alp, der viele Menschen plagt, wenn sie des Abends etwas mehr als gewöhnlich gegessen haben. Man erwacht, reibt sich die Augen, und der Spuk ist verschwunden. Man lacht allenfalls über die Angst, die man ausgestanden hat, dann ist Alles vorüber. Nicht so war es bei dem Kommerzienrath Wildung. Wenn er erwachte, stand ein kalter Angstschweiß auf seinem Gesicht und er schlug sich stöhnend vor die Stirn. Eine schwache, aber nie schweigende Stimme nannte ihn dann einen Betrüger, und er verfluchte sich selbst.

Das war in den Zeiten, wo er oft Tage lang keine Silbe sprach, sondern ganz allein in

seinem Comptoir saß, düster vor sich hinstarrend. Seine Frau und Elmire hatten sich oft Mühe gegeben, ihn aus seiner Starrheit herauszureißen. Endlich gaben sie es jedoch auf, weil er sie kaum zu verstehen schien. Dagegen machte sich bald ein anderer Einfluß im Wildung'schen Hause geltend, der wohl im Stande war, manche Wolke von der Stirn der Kommerzienräthin zu verscheuchen. Wir erinnern uns noch eines Herrn Albrecht Weiß, eines Jugendgespielen Elmirens, der bei der Verlobungsfeier des jungen Mädchens so edle und zugleich trauernde Worte gesprochen hatte. Er war es, der jetzt häufig in dem Hause des Kommerzienrathes, vornehmlich mit den beiden Damen, verkehrte und nicht allein Elmirens Leben neuen Reiz verlieh, sondern auch ihrer Mutter manche Sorge abnahm. Der junge Mann war der selbstständige Besitzer eines rentabeln, kaufmännischen Geschäftes und somit in einer unabhängigen und sorgenfreien Lage. Er hatte schon oft zu verstehen gegeben, daß er es für sein höchstes Glück halten würde, Elmire als seine Gattin heimzuführen, und von Seiten der Frauen war ihm nie ernstlich widersprochen worden, wenn auch Elmirens Wunden erst geheilt werden mußten, ehe sie an eine neue Ver-

bindung denken konnte. Und diese Wunden waren jetzt geheilt. Die einfache, treue Anschauungsweise des jungen Mannes hatte sie längst achten gelernt, während jetzt eine Empfindung in ihr auftauchte, welche das Gefühl der Achtung weit überstieg.

Die Hofräume der Häuser des Kommerzienraths Wildung und des Herrn Albrecht Weiß stießen aneinander. Herr Weiß befand sich eines Morgens — etwa acht Tage nach der Flucht des Prinzen Luitpold — in seinem Waarenlager im Hintergebäude, als er einen Schuß vernahm und gleich darauf ein Laufen und Rennen in dem Hause des Kommerzienraths vernahm. Hierauf gellte ein entsetzlicher Schrei durch das Haus, dann war Alles still.

Der junge Mann sprang, so wie er war, durch die Hinterthür in den Hof des Wildungschen Hauses. Er langte in dem Vorderhause an und eilte nach dem Comptoir. Ein Bild bot sich seinen Augen hier dar, das ihn mit Entsetzen erfüllte. Der Kommerzienrath lag am Boden, neben ihm eine Pistole. Sein Gesicht war verzerrt und mit Blut bedeckt. Eine Kugel war durch den Mund in das Gehirn gedrungen und hatte das letztere weit umher geschleudert.

Ueber ihren Gatten gebeugt, knieete die Kommerzienräthin, neben ihr Elmire. Krampfartiges Stöhnen erschütterte den Körper der Ersteren, während Thränen aus Elmirens Augen strömten.

Herr Albrecht Weiß drängte sich durch die bestürzten Handlungsdiener und ergriff die Frau Kommerzienräthin am Arm.

— Kommen Sie, sagte er leise, hier ist nicht Ihr Platz.

Die Kommerzienräthin folgte ihm willenlos, Elmire ebenfalls. In den oberen Gemächern angelangt, ergriff der junge Mann die Hand der Madame Wildung und sagte:

— Zürnen Sie nicht mit dem Allmächtigen, der es so für am besten befunden hat. Ein inneres Leiden hat schon lange an Ihrem Gatten gezehrt. Ich habe seit geraumer Zeit den Wunsch in mir getragen, Ihr Sohn zu sein. Es klingt vielleicht seltsam, in diesem Augenblick von solchen Dingen zu reden, doch treibt mich mein Herz dazu, jetzt, wo Sie einer Stütze bedürfen. Nehmen Sie meine Hand, Elmire, es ist die Hand eines redlichen Mannes.

Die Kommerzienräthin sah ihre Tochter an. Diese ergriff die Hand des edlen Jünglings und sagte bewegt:

— Albrecht, im schrecklichsten Momente meines Lebens nehme ich Ihre Hand an.

— Mein Sohn! rief die Kommerzienräthin schluchzend. Wie kann ich Ihnen so viel Edelmuth lohnen?

— Ich habe keine Mutter mehr — seien Sie mir die Mutter!

Am Abende desselben Tages befand sich der Präsident Wohlbrecht in seinem Arbeitszimmer auf dem Schlosse. Es waren Nachrichten eingegangen, die von großen Rüstungen sprachen, welche behufs Unterdrückung der Revolution in den Nachbarstaaten gemacht wurden. Eine doppelte Thätigkeit war erforderlich, um die Widerstandsfähigkeit des Landes zu erhöhen. An den Befestigungen mehrerer festen Plätze ward eifrig gearbeitet, an den Hauptpassagen im Gebirge, welches sich an der ganzen Westgrenze entlang zog, wurden Schanzen aufgeworfen und Batterien errichtet. Doch entging es dem scharfen Auge des Präsidenten nicht, daß seine Wirksamkeit im Lande nicht mehr den Anklang fand, den er gewünscht hatte. Wir können uns darüber nicht wundern. Das Volk fühlte die schwere

Hand auf sich und seufzte darunter. Die Abgaben waren aufs Höchste gestiegen, die Bedürfnisse der Wehrhaftmachung einer Menge zusammengelaufenen Volkes fast unerschwinglich. Man murrte hier und da schon vernehmlich und Wohlbrecht durfte den Bogen nicht noch straffer spannen, ohne ihn zu zerreißen. Sein Geist mühte sich ab, Mittel zur Abhülfe zu finden. Oft war es ihm selbst, als ob die Spannkraft seines Geistes erschlaffen wolle. Er dachte oft an Elsbeth, und ein tiefer Grimm wühlte in seinem Innern. Dann war er noch härter, als gewöhnlich, und Gewaltthaten, wie man sie unter der vorigen Regierung nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, waren oft die Folge davon. Mancher gräßliche Fluch stieg dann gegen Den zum Himmel empor, der scheinbar ungestraft so viel frevelte.

Auch heute war des Präsidenten Stimmung eine ungemein finstere. Der diensthabende Adjutant meldete den Kommissarius von der Grenze, den wir als großen Bramarbas kennen gelernt haben. Er führte den Amtsrath Liebig als Gefangenen herein.

Der Präsident ging auf den Amtsrath zu. Die beiden Männer fixirten sich schweigend.

— Es thut mir leid, sagte der Erstere end-

lich, Sie in dieser Lage zu sehen. Sie haben sich jedoch gegen die Gesetze des Landes vergangen. Ich selbst muß ihnen gehorchen, und sie verlangen das von jedem Andern.

— Ich habe mich gegen die Gesetze des Landes vergangen? Wieso?

— Sie haben sich dem Kommissarius der Republik widersetzt und sich sogar thätlich gegen ihn vergangen.

— Ich habe einen vorlauten Burschen mit der Reitgerte gezüchtigt, weiter nichts.

Der Kommissarius ballte bei diesen Worten wüthend die Faust und klirrte mit seinem großen Säbel.

— Sie wählen Ihre Worte sehr unpassend, Herr Amtsrath, sagte Wohlbrecht gelassen.

— Ich weiß, was ich rede, und weiß auch, was ich thue, wenn ich Sie, den Präsidenten dieser Republik, frage, ob es bald genug ist der schnöden Gewaltthat. Sie haben mich bis heute mit Ihrem Hasse verfolgt, mein Besitzthum haben Sie an sich gerissen, um es zur Werkstätte des Verbrechens zu machen, meinen Pflegesohn haben Sie verderbt, daß er jetzt nicht besser ist, als Sie, und nun reißen Sie mich aus der Mitte meiner trauernden Familie.

— Nur um Ihnen einmal das Leben in der Hauptstadt einer Republik zu zeigen.

— Wahrlich, Jonas, es ist bald genug. Droben ist einer, der solche Frevel wohl lange mit ansieht, der aber dann jäh, entsetzlich straft. Pochen Sie nicht auf Ihre Menschenkraft, auf Ihr Menschenwerk. Auch Ihre Stunde wird kommen. Ich bin einst Ihr Verwandter gewesen, aber ich habe mich schon lange losgesagt von dem Bande, das uns verbunden hat. Doch heute will ich noch einmal vor Ihnen stehen und Ihnen zurufen: Denken Sie an Ihr Ende! Sind Sie vom Allmächtigen zu einer Geißel für dies Land ausersehen, so bleiben Sie doch immer ein Mensch, und die Stunde wird kommen, in welcher entsetzliche Angst sich Ihrer bemächtigen wird, in der Ihr ganzes Leben, befleckt mit tausend blutigen Zeichen, gegen Sie auftreten wird. Diese eine Stunde wird Ihnen eine Ewigkeit gräßlicher Qual sein.

Der Präsident hatte anfänglich einen feinen ironischen Zug um seine Lippen spielen lassen. Allmälig aber war er bleich und immer bleicher geworden. Jetzt unterbrach er den Amtsrath heftig und sagte:

— Still, kein Wort mehr! Sind Sie mein

Beichtvater? Herr Kommissarius, führen Sie den Gefangenen ab.

Der Amtsrath warf einen Blick der Verachtung auf den Präsidenten und verließ das Zimmer.

Dieser Mann hörte nicht auf die mahnende Stimme, die von seinem Ende sprach. Ob er gleich Zeichen auf Zeichen sah, die ihm mit Flammenschrift vor die Seele führten: „Es ist genug!" so erbebte doch keine Fiber seines Herzens davor. Noch einmal pochte die Nemesis mächtig an seine Brust, ehe sie den letzten, vernichtenden Schlag führte. Albrecht Weiß ward dem Präsidenten gemeldet.

— Ich komme von dem Todtenbette des Kommerzienraths Wildung, sagte der junge Mann sich verbeugend.

— Ich habe den plötzlichen Tod meines Freundes Wildung vernommen. Ich beklage das Unglück ernstlich — wahrscheinlich eine Unvorsichtigkeit mit dem Schießgewehr.

— Nein, Herr Präsident, keine Unvorsichtigkeit, sondern die Absicht, einem elenden Dasein ein Ende zu machen.

— Was, der Kommerzienrath hätte sich selbst den Tod gegeben — er, ein angesehener, reicher Mann? Unglaublich!

— Man hat Briefe des Kommerzienraths vorgefunden, die keinen Zweifel über die Art seines Todes zulassen. Einer von diesen Briefen ist an Sie gerichtet, Herr Präsident.

Herr Albrecht Weiß überreichte dem Präsidenten das Schreiben. Dieser erbrach und las es. Die Buchstaben waren mit zitternder Hand geschrieben, die Gedanken verworren durcheinander geworfen. Der Brief enthielt eine schwere Anklage gegen den Präsidenten.

„Meine elende Seele, schrieb der Kommerzienrath, werde ich einst vor dem ewigen Richter von Ihnen fordern. Ich werde als ein düsteres Gespenst an Ihrem Sterbelager stehen und Ihnen im letzten, schrecklichen Moment einen Fluch in die Ohren gellen. Und dieser Fluch wird Sie verfolgen bis zum jüngsten Gericht.“

Der Präsident hatte ruhig zu Ende gelesen. Der Ausdruck seines Gesichts hatte sich nicht verändert. Mit ruhiger Stimme sagte er:

— Kennen Sie vielleicht den Inhalt dieses Schreibens?

— Nein, Herr Präsident.

— Der gute Kommerzienrath muß in seinen

letzten Tagen verwirrt gewesen sein, sagte Wohlbrecht. Dieser Brief enthält lächerliche Anklagen gegen mich, seinen besten Freund. Er ist zwar immer etwas excentrisch gewesen, doch scheinen ihm die jüngsten Ereignisse vollends den Verstand geraubt zu haben.

Herr Albrecht Weiß sah den Präsidenten erstarrt an. Er kannte aus den hinterlassenen Papieren des Kommerzienraths ganz genau dessen Beziehungen zu diesem Manne, der jetzt so entsetzlich kalt den Todten verhöhnte. Ohne dem Präsidenten ein Wort zu erwiedern, verließ er schweigend das Zimmer.

Wohlbrecht aber ging gleichgültig an seinen Schreibtisch zurück, indem er murmelte:

— Es ist im gegenwärtigen Augenblicke unangenehm, daß der Bursche sich das Leben genommen hat, er hätte mir jetzt noch von großem Nutzen sein können. Auf der anderen Seite ist indessen wenig zu beklagen. Es ist ein Dummkopf weniger auf der Welt, der außerdem noch so Manches wußte, was das Grab am besten zudeckt.

Zu derselben Stunde versammelten sich in dem geheimen Zimmer im Hause der Frau Baronin von Wildenoff eine Anzahl Männer, die, alle in Mäntel gehüllt, durch die Pforte schlüpften, welche von einer engen, dunklen Gasse in den hinteren Theil des Gebäudes führte. Der Gesichtsausdruck der in dem Zimmer schon versammelten Männer war sehr ernst, fast finster. Nach kurzem Gruße standen sie flüsternd oder schweigend umher und der Ernst des Augenblicks schien seinen Stempel auf die jugendlichen Gesichter gedrückt zu haben.

Wir zählen ungefähr zwanzig junge Männer, die nach und nach hier zusammengekommen waren, und finden unter ihnen manches bekannte Gesicht, vor Allen Felix Amin, Paul Wagner und Hugo Nördlinger. Alle, die hier versammelt waren, hatten Antheil genommen an dem blutigen Drama der letzten Wochen, und Alle bekleideten jetzt bedeutende Stellen in der republikanischen Verwaltung.

Paul Wagner trat jetzt in die Mitte der Versammelten und fragte:

— Sind Alle hier?

— Alle, lautete die Antwort. Wir sind zwanzig.

— Und kein Verräther darunter?

— Keiner.

— Wollt Ihr das durch einen heiligen Eid bekräftigen?

— Wir wollen es.

Zwanzig Hände streckten sich empor. Paul Wagner sprach langsam eine Eidesformel, daß sie fest aneinander halten wollten zu dem großen Werke und zu einander stehen in der Stunde der Gefahr, daß denjenigen der Fluch treffen müsse, der die Brüder verrathe, und daß sie nichts thun wollten, als was zum Heil und zur Ehre des Vaterlandes gereiche. Alle Anwesenden sprachen langsam und feierlich den Schwur nach.

Der Redner rief sodann die Namen der Anwesenden laut auf und jeder Einzelne antwortete. Als dies geschehen war, wendete er sich zu den Versammelten.

— Ihr Alle, sagte er, wißt, um was es sich handelt. Wir sind zusammengekommen als Männer, denen vor Allem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. Es sind Ereignisse eingetreten, die ein neues Morgenroth der Freiheit zu verkünden schienen. Entwicklungsfähige Institutionen traten an die Stelle veralteter, in der Auflösung begriffener. Die Nation begrüßte ju-

belnd diese That und sah hoffnungsvoll auf die Männer, die an ihre Spitze traten, um weiter zu bauen auf dem Fundamente, das in dieser Zeit gelegt wurde.

Das geschah vor zwei Wochen. Heute schon seufzt dies wackere Volk unter einem neuen, unerhörten Drucke, unter unfreieren Institutionen, als je zuvor. Das Volk seufzt, murrt und duldet, weil ihm die Intelligenz, die freie Thätigkeit, die Kraft mangelt, die Grundursachen dieses Widerspruches zu erkennen und zu beseitigen.

An uns, meine Herren, die wir eine hervorragende Stellung in der Verwaltung des Landes bekleiden, ist es, dem Volke sein Recht werden zu lassen.

Die Geschichte dieser Zeit und dieses Volkes ist befleckt durch unerhörte Gewaltthaten. Ich erinnere Sie an das Schicksal des unglücklichen Prinzen Ludwig, an die grauenvolle Geschichte des Chirurgus Busch, an den Tod des Kommerzienraths Wildung. Es geht ein Dämon durch dies Land, der Macht hat über Viele, der grausenvoll Gericht hält über das Verbrechen, über den Verrath. Doch dieser Racheengel hat die Gestalt eines Mannes angenommen, dessen Ge-

danke Knechtschaft, dessen Wort Blut ist. Die Vergangenheit dieses Mannes ist das Verbrechen, seine Gegenwart ist Tyrannei, und — seine Zukunft muß der Tod sein, wenn nicht alle Blüthen erstickt und zertreten werden sollen, welche diese Zeit verheißen hat.

Sie wissen, daß ich den Präsidenten Wohlbrecht meine. Sehen Sie sich im Lande um. Die rechtschaffensten Männer werden nichtiger Ursachen willen eingekerkert, die elendesten Wichte bekleiden hohe Posten, blos weil sie schlecht genug sind, dem Präsidenten als Spione zu dienen. Die Volksvertretung hat keine Stimme, die Regierungsbehörde sinkt zu einer Schaar Bedienten herab. Europa hat erst mit Staunen, dann mit Schrecken auf die junge Freiheit geblickt, die so machtvoll in diesem Lande das jugendliche Haupt erhob. Jetzt ist Europa mit Abscheu erfüllt und zeigt voll Ekel auf die Auswüchse, die an dem gesunden Körper der neuen Entwicklung zehren.

Noch ist es Zeit, diese Auswüchse zu beseitigen. Wir, meine Freunde, sind dazu berufen. Wir wollen unser Banner entfalten, darauf geschrieben steht: In den Kerker mit dem Tyrannen, der ein Verbrecher an seinem Volke ist! Dann

wird Europa mit Achtung auf uns schauen. Wollt Ihr das, Brüder?

— Wir wollen es! riefen Alle.

— So könnt Ihr es auch, sagte Paul Wagner. Euer ist der Sieg, sofern Ihr fest zusammensteht. Wir wollen die faulen Stellen an dem Baume ausschneiden, damit er wieder gesunde und grüne und blühe. Die Ausführung unseres Planes ist ganz einfach. Die Armee ist zum Theil gewonnen und das Volk sehnt den Augenblick herbei, in welchem es von dem Tyrannen befreit werden möchte. Die That soll bald geschehen, aber kein Blut soll fließen. In wohlverwahrter Zelle mag der Präsident über sein vergangenes Leben nachdenken. Wir aber wollen vor das Volk hintreten und ihm klar machen, was wir gethan haben. Seid Ihr damit einverstanden?

— Gewiß. Wir verlassen uns ganz auf Sie, Wagner.

— Ich habe noch eine alte Rechnung mit dem Mann auszugleichen.

— Wir Alle!

— So gebe Gott das Gelingen.

Paul Wagner verließ seinen etwas erhöhten Stand und gab jedem der Jünglinge die Hand.

Sie thaten es dann unter einander auch. Viele umarmten sich. Eine edle Begeisterung loderte hell in ihren Herzen empor. Dann gingen sie nach kurzem Gruße schweigend hinweg. Paul Wagner war der Letzte. Er wandte sich noch einmal um und sah mit einem seltsamen Lächeln in das kleine Zimmer zurück.

— Du Stätte meiner stillen Kämpfe, sagte er leise, ich verlasse Dich auf immer. Meine Sendung ist erfüllt. Doch Du, böser Dämon dieses Volkes, zittere, denn — Deine Stunde ist gekommen!

Wir wissen, daß zu dem Zimmer, in welchem Paul Wagner lange Zeit gewohnt hatte und in welchem sich jetzt die Verschworenen versammelten, ein dunkler Gang durch eine kellerartige Vertiefung führte, die von außen einem wirklichen Keller mit einem sich allmälig senkenden Eingange glich. Und wirklich gelangte auch nur derjenige in das Zimmer, welcher die Lokalität genau kannte, jeder Andere ging abwärts in einen schmutzigen, übelriechenden Raum. Nur wer wußte, daß man von der vierten Stufe auf eine andere, aufwärts führende Treppe übertre-

ten mußte, gelangte, nachdem er fünf oder sechs Stufen aufwärts gestiegen war, in einen schmalen Gang, der zu der Thür des kleinen Gemaches führte. Aus diesem Gang gelangte man einige Stufen aufwärts zu der verdeckten Tapetenthür und in Bertha's Wohnzimmer.

Kurz zuvor, ehe die Verschworenen auseinander gingen, verließ ein Mann, der sich heimlich an die Thür jenes Zimmers geschlichen hatte, das Gewölbe, indem er sich vorsichtig umsah, ob ihn Niemand in dem engen Gäßchen sehen könne. Es war ganz still und nicht einmal ein Lichtstrahl fiel in die dunkle Gasse, da alle Häuser nach dieser Seite ohne Fenster waren, auch meistens aus Hintergebäuden und Magazinen bestanden.

Der Mann verließ sodann schnell die Gasse und eilte auf dem nächsten Wege nach dem fürstlichen Schlosse. Sobald er die hell erleuchtete Vorhalle betritt, erkennen wir in demselben Peter Frank, gewöhnlich Langpeter genannt. Er klopfte an die Thür des Zimmers, in welchem sich der Präsident gewöhnlich aufhielt, selbst an, da sich gerade Niemand im Vorzimmer befand. Auf das Herein trat Langpeter in das Zimmer und fand Wohlbrecht mit einem Rathe arbeitend. Der Präsident fragte ohne aufzusehen:

— Was wollen Sie?

— Ich bin es, Herr Präsident, Lieutenant Frank. Ich bringe wichtige Nachrichten.

— Treten Sie näher, Herr Lieutenant.

Der Präsident erhob den Kopf ein wenig und fügte hinzu:

— Reden Sie!

— Wenn der Herr Präsident fünf Minuten unter vier Augen —

— So, so! Setzen Sie sich einen Augenblick. Ich bin gleich bereit.

Der Präsident wendete sich zu dem Rathe.

— Diese Art der Aushebung scheint mir die beste zu sein. An Mannschaften fehlt es uns nicht. Wir erhalten täglich neuen Zuwachs von außen. Aber Geld fehlt uns. Das Stellvertretungs-Prinzip wird uns indeß viel Geld einbringen. Alle wohlhabenden Leute werden die Einzahlung gern machen, um nur loszukommen. Ja, ja, das geht.

— Nur wird die Armee aus zweideutigen Subjekten bestehen.

— Kanonenfutter, mein Lieber. Sie schlagen sich doch, und vielleicht besser, als diejenigen, denen das Leben noch Hoffnungen bietet. Diese Leute haben nichts zu verlieren. Arbeiten Sie

die Denkschrift darüber aus, damit wir sie morgen dem Rathe vorlegen können. Das Gesetz muß unverzüglich publizirt werden.

Der Rath erhob sich und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer. Der Präsident wendete sich jetzt zu Frank.

— Nun, Peter, was giebt es?

— Eine Verschwörung, Herr.

— Alle Teufel!

— Sie hatten mir befohlen, den Oberst Wagner zu beobachten. Als ich ihn heute durch die geheime Thür in das Haus der Baronin von Wildenoff gehen sah, folgte ich ihm, weil ich vermuthete, es könne dieser Gang vielleicht einen verbotenen Zweck haben. Ich stellte mich unten so auf, daß ich von Niemand bemerkt werden konnte, und sah nun nach und nach noch neunzehn junge Herren, die Alle in das geheime Zimmer gingen.

— Ah! Kennst Du ihre Namen, Peter?

— Ja, Herr. Ich konnte sie zwar nicht erkennen, als sie an mir vorübergingen, aber es wurden nachher die Namen laut verlesen. Ich habe sie mir alle gemerkt, denn ich habe ein gutes Gedächtniß.

Langpeter nannte die Namen sämmtlicher

Verschworenen und erzählte Alles, was in dem geheimen Zimmer verhandelt wurde. Der Präsident hörte aufmerksam zu.

— Du hast der Republik einen außerordentlichen Dienst geleistet, sagte er, nachdem Frank seinen Bericht beendet hatte. Ich ernenne Dich dafür zum Hauptmann.

— Ich danke Ihnen, Herr Präsident.

Wohlbrecht sann nun einen Augenblick nach. Dann trat er an seinen Schreibtisch und schrieb auf ein Billet folgende Worte:

„Meine liebe Baronin!

Ich wünschte morgen mit meinen Freunden bei Ihnen zu speisen. Ich bitte Sie, die Folgenden einzuladen. (Es folgten die Namen sämmtlicher Verschworenen.) Richten Sie uns ein feines Souper aus, morgen Abend gegen acht Uhr. Ich bitte, Niemand weiter einzuladen, da wir einmal ganz unter uns sein wollen.

Mit dem allerfreundlichsten Gruße

Ihr

Wohlbrecht."

Der Präsident faltete das Billet zusammen

und versiegelte es. Dann wendete er sich wieder zu Langpeter.

— Du trägst dies Billet sofort zur Baronin von Wildenoff.

— Ja wohl, Herr.

— Du sprichst zu keinem Menschen von dieser Angelegenheit, bei Deinem Kopf.

— Gewiß nicht, Herr.

Der Hauptmann verließ das Zimmer. Der Präsident klingelte und befahl dem eintretenden wachthabenden Offizier, den Hauptmann Waldberger zu schicken.

Waldberger war ein Werkzeug des Präsidenten in der schlimmsten Bedeutung des Wortes. Ehemals Student, war er von Stufe zu Stufe dem Laster in die Arme gesunken und betrachtete die Umwälzung in diesem Lande nur als eine Gelegenheit, seinen unsittlichen Leidenschaften auf eine sorglosere Weise zu fröhnen.

Er trat in das Zimmer und fragte nach dem Begehren des Herrn Präsidenten.

— Es sind tausend Thaler zu verdienen, Herr Hauptmann.

— Das ist mir sehr angenehm zu hören, Herr Präsident.

— Ich habe heute eine staatsgefährliche Ver-

schwörung entdeckt. Es handelt sich nun darum, ihr schnell und ohne Aufsehen den Kopf zu zertreten.

— Da können Sie sich auf mich verlassen, Herr Präsident.

— Sind in Ihrer Kompagnie Leute, auf die man rechnen kann?

— Goldburschen, Herr Präsident, die sich vor dem Teufel selbst nicht fürchten.

— Gut. Sie kennen doch das Haus der Baronin Wildenoff?

— Ja wohl.

— Sie besetzen es morgen Abend um neun Uhr ganz in der Stille. Thun Sie es aber so, daß Niemand heraus, noch hinein kann. Für jeden Mann, der entspringt, ziehe ich Ihnen hundert Thaler ab.

— Machen Sie sich keine Sorge, Herr Präsident. Ich will die Bursche klemmen, wie in der Oelpresse, daß sie pfeifen sollen, wie die Mäuse. Also um neun Uhr? Sehr wohl.

— Geben Sie Acht und behalten Sie alles genau. Sie dürfen Niemandem etwas von der Angelegenheit sagen. Was gethan werden muß, wird in aller Stille gethan. Nachdem Sie einen Theil Ihrer Mannschaft in den Gängen und an

den Thüren postirt haben, nehmen Sie selbst Ihren Stand nahe bei der großen Saalthür. Ich sitze mit den Herren Verschwörern zu Tische. Sobald ich dreimal mit dem Fuße stampfe, dringen Sie in den Saal und arretiren sämmtliche Anwesenden. Verstehen Sie — auch Frau von Wildenoff — Alle! Wer sich widersetzt, wird ohne Weiteres niedergemacht.

— Sehr wohl. Ich werde die schöne Frau persönlich geleiten.

— Sie haben Ihre Ordre. Stillschweigen und Gehorsam!

— Schweigen, wie das Grab, und gehorchen, wie der Sklave seinem Herrn.

Bertha von Wildenoff empfing das Billet des Präsidenten Wohlbrecht fünf Minuten später, als es geschrieben worden war. Sie hatte sich bereits in ihr Schlafgemach zurückgezogen und es ward ihr daher von der alten Margreth überbracht. Nachdem sie es gelesen hatte, beschattete ein tiefer Ernst ihre Züge.

— Das ist Verrath, murmelte sie. Sämmtliche Namen gehören den Verschworenen an. Er führt etwas im Schilde.

Sie senkte einen Augenblick nachdenklich das Haupt. Dann erhob sie sich schnell und schrieb einige Zeilen.

— Bringen Sie das dem Doktor Amin, Margreth. Ich muß ihn sogleich sprechen. Dem Boten des Präsidenten sagen Sie nebst einem schönen Gruße, es würde mir ein großes Vergnügen bereiten, ihn mit seinen Freunden bei mir zu sehen.

Margreth ging. Bertha von Wildenoff saß auf einem Sopha, das Haupt nachdenklich in die kleine, zarte Hand gestützt. Sie dachte über ein schweres, entsetzliches Werk nach und murmelte leise einige Worte.

— So sei es — Felix wird noch glücklich werden. Ich bringe dies armselige Leben zur Sühne für meine Schuld.

Sie erhob sich festen, klaren Blickes, und lächelte ein wenig, als wenn sie mit einem gefaßten Entschluß sehr zufrieden wäre.

So fand sie Felix Amin, der bald darauf hereinstürmte.

— Was ist Dir, Bertha? rief er. Dein Schreiben ist so dringend!

— Still, mein Geliebter. Der Augenblick zum Handeln ist gekommen.

— Was ist geschehen?

— Ihr werdet auf Wohlbrechts Wunsch morgen meine Gäste sein, Du, Paul, Hugo und die Andern.

— Gerade wir? Ich vermuthe einen Verrath!

— Auch ich. Doch seine Stunde ist gekommen. Er wird unterliegen.

— Wir dürfen natürlich nicht kommen?

— Doch, Felix. Das würde seinen Verdacht noch reger machen. Er ließe Euch dann einzeln ermorden. Ihr müßt Alle kommen. Aber bereite Du die Andern darauf vor. Was der Wütherich beabsichtigt, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß es ihm nicht gelingen wird.

— Er wird das Haus umstellen und uns arretiren lassen.

— Wahrscheinlich.

— Und wie sollen wir seinen Plan vereiteln? Es giebt nur ein Mittel. Wir müssen in dieser Nacht noch uns seiner Person bemächtigen.

— Das würde Euch niemals gelingen. Ihr seid von Spähern umgeben, die ihm alle Eure Handlungen hinterbringen. Nein, wir müssen es anders anfangen. Wollt Ihr Euch einmal einem Weibe anvertrauen?

— Wenn es so hochherzig ist, wie meine Bertha, stets.

— Kommt im gewöhnlichen Gesellschafts-Anzuge zu mir, aber bewaffnet Euch heimlich. Es geschieht nur für den Nothfall. Nehmt eine ungezwungene Miene an und verrathet Euch nicht. Alles Andere überlaßt mir.

— Bertha, was sinnst Du?

— Frage nicht, mein Geliebter. Jetzt gehe, damit man keinen Verdacht schöpft.

Amin wendete sich zum Fortgehen. Bertha sah ihm nach und sagte, als er schon der Thür nahe war, mit inniger Betonung:

— Felix!

Der Jüngling wendete sich wieder um. Die schöne Frau ging auf ihn zu. Eine einzige große Thräne stand in ihrem Auge. Sie legte den Arm um seinen Hals und neigte ihren Kopf auf seine Schulter.

— Ich habe Dich sehr geliebt, mein Felix, flüsterte sie.

Dann richtete sie sich auf und drückte einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen. Amin umschlang sie mit seinen Armen und preßte sie heftig an seine Brust. Bertha aber wand sich los und sagte sanft:

— Ich habe Dich mehr geliebt, als mein Leben. Mein Andenken sei Dir heilig.

— Bertha! rief der junge Mann erschreckt.

— Still, mein Geliebter! sagte sie leise. Fluche mir niemals, wie Deine Mutter that. Ich könnte Deinen Fluch nicht tragen vor dem himmlischen Vater droben. Frage mich nichts mehr, sondern gehe jetzt.

Bertha von Wildenoff sah Felix noch einmal innig an.

— Werde glücklich, hauchte sie.

Dann wendete sie sich ab und verließ das Zimmer.

18.

Ein Sühnopfer.

Bertha von Wildenoff befand sich am Abend des folgenden Tages allein in ihrem Boudoir. Es war noch eine Stunde Zeit bis zu dem verhängnißvollen Souper. Sie hatte mehrere Briefe geschrieben und dieselben soeben versiegelt. Die Briefe waren, wie die Adressen bekundeten, an folgende Personen gerichtet: An Herrn Doktor Felix Amin, an Herrn Hugo Nördlinger und

an Frau Amin. Bertha hatte von dem Geliebten und von dem Freunde Abschied genommen und die Mutter des Geliebten gebeten, ihr zu verzeihen und jenen entsetzlichen Fluch zurückzunehmen.

Frau von Wildenoff beschäftigte sich jetzt mit ihrer Toilette. Sie hatte ein einfaches Hauskleid angezogen und ihre Dienerin gerufen. Diese erschien, um ihr das reiche Haar zu ordnen. Als dies geschehen war, sagte Bertha:

— Du kannst jetzt gehen, Margreth, ich werde mich selbst ankleiden. Es giebt noch viel zu thun.

Die alte Dienerin ging. Frau von Wildenoff aber blieb unbeweglich sitzen, ohne Miene zu machen, ihre angefangene Toilette zu vollenden. Sie hatte den Kopf in die rechte Hand gestützt und sah in Nachdenken versunken vor sich hin. Der Ausdruck ihres heute besonders geistigschönen Antlitzes war der ernster Trauer. Eine andere Empfindung ließ sich darauf nicht erkennen. Es war alles in dem Gesichte weich und mild, wie es in dem Augenblicke zu sein pflegt, in welchem ein theures Herz vor uns in die Gruft sinkt. Bertha von Wildenoff sah ja ihr eigenes, blühendes Leben der Vernichtung un-

aufhaltsam entgegenschreiten. Dort vor ihren Füßen war das düstere, schauerliche Grab. Sie sah es sich öffnen und dann wieder schließen. Das war es, was ihre starke Seele mild und weich, fast zagend machte.

Eine Thräne drängte sich verstohlen aus ihrem Auge. Dann aber brach sich ein Strom von Thränen Bahn. Bertha ließ ihnen nun freien Lauf. Das war dem gepreßten Herzen eine reiche Erquickung. Alle Trauer strömte in den brennenden Thränen aus. Aber diese Thränen konnten die starke Frau schwach machen, die jetzt der Stärke so sehr bedurfte. Ihr Haupt sank noch tiefer hinab, während ihre Thränen immer reichlicher flossen.

— O, ich kann es nicht! schluchzte sie. Das Leben ist so schön! Sterben — sterben — nein —

Bertha von Wildenoff wurde schwach, wie andere schwache Frauen. Die so mühsam erworbene heldenmüthige Entschlossenheit zerschmolz in den heißen Thränen.

Nein, nein, es ist schon wieder vorüber. Ihr Haupt hebt sich, ihr Arm wird straffer.

— Es muß sein! sagt sie und wiederholt es wieder und wieder. Heute muß er fallen —

sonst fällt Felix und alle die Andern — und auch ich kann nicht leben. Wird man nicht noch nach seinem Tode rufen: Das ist Wohlbrechts Werkzeug, die ihm erst half an seinem teuflischen Werk und ihn dann verrieth. Das ist das Weib, welches so Viele verführt und elend gemacht hat. Nein, ich kann nicht leben mit dieser Schmach, die mich stets verfolgen wird — ich kann nicht leben ohne Felix — und mit ihm darf ich nicht leben — darum will ich diesem Dasein ein Ende machen.

Die schöne Frau erhob sich langsam. Ihre Züge und ihre Bewegungen wurden wieder fest. Nur um ihre Lippen spielte ein leiser Zug tiefer Wehmuth. Sie trat an das Fenster und blieb lange dort stehen. Dann wendete sie sich wieder um und that einige Schritte. Jetzt schlug eine Uhr halb acht.

— Es ist Zeit, murmelte sie.

Aber sie vollendete ihre Toilette noch nicht. Es war noch etwas, das auf ihrer gequälten Seele lastete. Sie that noch einige Schritte und blieb dann wieder stehen. Sie hob die Hände wie flehend zum Himmel. Dann sank sie langsam auf die Kniee. Ihr Antlitz überzog wieder jener Ausdruck von Schmerz, den wir zuerst ge-

sehen haben. Ihre Augen richteten sich nach oben, während sich ihre Lippen leise bewegten. Sie betete.

Lange Zeit war das Gebet aus ihrem Herzen verdrängt gewesen. Ganz andere Dinge hatten dies Herz so eingenommen, daß kein Platz blieb für den Vater droben im Himmel. Doch heute, als nur noch ein kurzer Schritt das Leben vom Tode trennte, heute kam es wie ein brennender Schmerz in ihre Seele: Du kannst nicht mehr beten — und sie glaubte nicht sterben zu können, ohne noch einmal gebetet zu haben, wie sie einst als Kind zu den Füßen ihrer Mutter gebetet hatte. Sie hatte schwer gerungen, ehe so viel Frieden in ihr war, daß sie beten konnte. Teufel hatten ihr stets das Bild milder Trauer hinweggerissen und dafür ein anderes hingestellt — ein Bild trotzigen Grimmes und verzagten Anklammerns an das vergiftete, irdische Dasein.

Jetzt aber war der Kampf ausgekämpft. Sie betete. Ein lichter Genius stand an ihrer Seite und flüsterte ihr Worte des Friedens zu. Er führte ihr noch einmal die Bilder ihrer reinen, frohen Kindheit vor die Seele, wie sie unter dem leise rauschenden Baume vor der kleinen, rein-

lichen Hütte zu den Füßen der Mutter saß, ein unschuldsvolles Kind, und betete, wie heute — er warf einen letzten freundlichen Sonnenstrahl in das Leben dieser Frau, in welchem so viel Sünde und Befleckung, so viel Qual und Angst gewesen war.

Es lag eine unnennbare Kraft in diesem Gebete. Gott hört auch diejenigen, welche in der letzten Noth ihrer geängsteten Seele zu ihm um Hülfe schreien. Er vernahm auch Bertha's Flehen, die um Kraft betete zu dem Sühnopfer, das sie bringen wollte, um Vergebung dessen, was sie gefehlt und geirrt, was sie büßen wird am heutigen Tage.

Auch Bertha von Wildenoff wird Vergebung erlangen.

Das stand auf ihrem Antlitz, als sie sich endlich erhob. Es war zwar noch viel Trauer darin zu lesen, aber auch das Bewußtsein, daß Einer droben über den Sternen lebe, der straft, doch auch verzeiht.

Frau von Wildenoff begann sich nun anzukleiden. Sie wählte die reichsten Stoffe, die prachtvollsten Schmucksachen. Sie trug ein Kleid von blaßrother Seide und eine einzige Rose am Busen. Ihr schönes, üppiges Haar ward von

einem blitzenden Diadem zusammengehalten. So glich sie einer Königin.

Sie verließ nun ihr Boudoir und begab sich in den Speisesaal. Alles war zu dem Feste bereit. Zweiundzwanzig Couverts waren aufgelegt, vor je zweien stand ein Bouquet frischer Blumen. Bertha übersah das Alles und nickte befriedigt mit dem Kopfe.

In dem Zimmer war Niemand weiter, als die alte Margreth, die soeben damit beschäftigt war, vor je zwei Couverts eine Flasche Wein hinzustellen.

— Geh' hinunter, Margreth, und hole mir noch ein wenig kölnisch Wasser, sagte Frau von Wildenoff. Du weißt, es steht in dem Schranke rechter Hand.

Die alte Dienerin ging. Bertha von Wildenoff eilte schnell zu dem Tisch und öffnete eine Flasche Wein, die an ihrem Platze stand. Sie schüttete ein kleines Pulver hinein, das sie, in einem Papier verwahrt, aus dem Busen hervorgezogen hatte. Dann schüttelte sie die Flasche einige Male tüchtig und stellte sie wieder verkorkt an ihren Platz.

Bertha von Wildenoff wendete sich ab. Sie war ein wenig bleich geworden, blieb aber voll-

kommen ruhig. Als die alte Margreth wieder eingetreten war, sprach sie noch mancherlei mit dieser. Die übrige Dienerschaft ging ab und zu, ihre Geschäfte verrichtend. Endlich ertönte die Hausglocke. Der erste Gast erschien. Es war der Präsident Wohlbrecht.

— Prächtig, rief er, nachdem er der schönen Wirthin galant die Hand geküßt hatte. Sie haben das kleine Fest mit gewohnter Eleganz und Ihrem vortrefflichen Geschmack zugerichtet.

— Sie vergelten das durch reiche Anerkennung und durch pünktliches Erscheinen, sagte Frau von Wildenoff lächelnd.

— Ich plaudere gern noch einige Minuten mit der gütigen Gastgeberin. Außerdem muß ich selbst diesmal als Gastgeber mit betrachtet werden, da ich ja auf meinen speziellen Wunsch meine vertrautesten Freunde heute hier beisammen sehen werde. Es hat doch Niemand von ihnen absagen lassen?

— Nein, Herr Präsident, die Herren werden sämmtlich erscheinen.

— Es wäre mir auch unangenehm gewesen, wenn Einer von ihnen gefehlt hätte. Sie werden heute Abend die Blüthe der jungen Generation bei sich sehen, Bertha. Wie wäre es,

wenn Sie sich unter diesen Herren einen Gatten wählten, meine Liebe? Sie haben eine große Zukunft vor sich. Was meinen Sie zu dem Oberst Amin?

Frau von Wildenoff erröthete leicht. Ihr Auge schoß einen eigenthümlich blitzenden Blick auf den Sprecher.

— Ei, ei, rief dieser heiter, habe ich's getroffen? Sie werden roth, meine Gnädige. Nun, nun, die Republik wird sich dankbar gegen diesen überaus gediegenen jungen Mann erweisen, wird ihm ein Brautfest bereiten, wie es Fürsten selten haben.

— Herr Präsident —!

— Leugnen Sie nicht, gnädige Frau! Es ist keine Schande, zu lieben. Im Ernst, Bertha, ich wünschte, Sie heiratheten Amin. Ich würde mich Ihretwegen sehr freuen.

Bertha wollte eben antworten, als die Hausglocke wieder ertönte und die angekommenen Gäste in das Zimmer traten. Der Präsident bewillkommnete sie äußerst artig.

— Ah, mein lieber Nördlinger! Noch immer ein finsteres Gesicht? Sie sollten nun endlich die alten Grillen vergessen. Das Leben ist ja so schön!

— Ich bin heiter genug, Herr Präsident.

Mein Gesicht ist nur widerspenstig und gehorcht mir nicht immer.

Der Präsident wendete sich an den zunächst Eintretenden.

— Seien Sie uns bestens willkommen, Herr Oberst Willmar. Sie sind ein wenig mager geworden. Es scheint, als bietet Ihr Departement anstrengende Arbeiten.

— Ich will dem Dienste der hohen Republik sehr gern einige Loth Fleisch opfern, entgegnete der Angeredete lachend. Man opfert oft noch mehr, als das.

— Ah, Herr von Brahling! Es freut mich, daß Sie kommen.

— Durfte ich diese Gelegenheit versäumen, an dem Ehrenfeste unseres verehrten Präsidenten Theil zu nehmen?

— Nicht mir zur Ehre, lieber Brahling, nur Ihnen zur Ehre.

Paul Wagner war soeben eingetreten und hatte die letzten Worte gehört. Er verbeugte sich vor dem Präsidenten und sagte:

— Der Herr Präsident wollen das von sich abweisen, wozu uns doch unser Gefühl treibt, daß wir Ihnen heute Abend eine wohlverdiente Huldigung darbringen.

— Ei, ei, Herr Oberst, ich sehe, Sie verstehen auch artig zu sein. Ich glaubte bis jetzt, Sie verständen es nur, die Feder als blitzendes Schwert zu schwingen und den Worten die Eigenschaften der vergifteten, tödtlichen Pfeile zu verleihen.

— Alles zu seiner Zeit, Herr Präsident. Das Schwert und den Giftpfeil in die Brust des Feindes, das Wort der Liebe in die Brust des Freundes.

— Bravo, mein lieber Wagner. Sie bleiben ein glänzender, blendender Genius. Die Republik kann mit gerechtem Stolz auf solche Söhne blicken.

Paul Wagner verbeugte sich schweigend bei dieser Schmeichelei.

Die eingeladenen Gäste waren jetzt sämmtlich anwesend. Man stand in kleinen Gruppen umher und plauderte. Felix Amin hatte bis jetzt nur wenige Worte mit Frau von Wildenoff gesprochen. Er beobachtete sie, wie sie freundliche Worte mit jedem Einzelnen wechselte und wie ihr Blick dabei doch immer wieder zu ihm herüberflog. In diesem Blicke lag eine Welt voll heißer Liebe.

Hugo Nördlinger trat zu ihm.

— Was beabsichtigt Bertha eigentlich? fragte er leise.

— Ich weiß es nicht, entgegnete Felix ebenso leise. Doch geht etwas Außergewöhnliches vor. Ihr Auge verräth eine ganz besondere Erregtheit. Laß sie nur handeln. Sie ist ein großes, edles Weib.

Jetzt ertönte eine Glocke und Bertha bat die Gäste, an der Tafel Platz zu nehmen. Der Präsident ergriff ihre Hand und führte sie galant zu dem Tische. Auf ihren Platz deutend, sagte sie:

— Ich werde mich hier hinsetzen, Herr Präsident. Sie wissen, daß man als Hausfrau so manche Pflichten zu erfüllen hat und ich vermag von hier aus am besten die Tafel zu überblicken.

— Sie erlauben aber doch, daß ich neben Ihnen Platz nehme?

— Ich weiß diese Ehre wohl zu schätzen, Herr Präsident.

Man setzte sich. Der erste Gang wurde aufgetragen. Zugleich wurde Madeira in Gläsern präsentirt. Der Präsident nahm eins der von ihm entfernter stehenden Gläser, statt das nächste zu nehmen. Er war plötzlich mißtrauisch ge-

worden. Bertha bemerkte es, und ein leises Lächeln glitt über ihre Lippen.

Es war ungemein still an dieser festlichen Tafel. Wie ein drückender Alp lag die Erwartung der Zukunft auf den Verschworenen. Sie wußten, was dieses Gastmahl zu bedeuten hatte, ohne zu wissen, was geschehen sollte, um Wohlbrechts Plänen zu begegnen. Nur Paul Wagner und Bertha von Wildenoff führten außer dem Präsidenten die Unterhaltung.

Dem Letzteren schien es ganz vortrefflich zu schmecken. Er war sehr aufgelegt und heiter und sagte der Frau von Wildenoff tausend Artigkeiten.

Jetzt trat ein Dienstmädchen in den Speisesaal und flüsterte der Letzteren etwas in's Ohr. Bertha wendete sich zu dem Präsidenten und sagte lachend:

— Ist das immer Sitte, daß man dem Präsidenten eine Ehrenwache giebt? Soeben wird mir gemeldet, daß eine Kompagnie Soldaten mein Haus besetzt hält.

— Es ist eine Artigkeit des Bürger-Militärs, sagte Wohlbrecht vollkommen ruhig. Wenn es den Herren unangenehm ist, oder unserer liebenswürdigen Wirthin — Wohlbrecht ver-

neigte sich artig vor Frau von Wildenoff — so will ich die Leute nach Hause schicken —

— Bitte sehr, sagte Bertha lachend; wir halten es für eine Ehre, von den Truppen der Republik bewacht zu werden.

Es schlug zehn Uhr. Bertha ergriff die Flasche vor ihnen und goß sich ein Glas voll ein. Sie erhob sich dann und brachte einen Toast auf den Präsidenten aus. Sie trank ein Weniges von dem Weine. Der Präsident goß sich sein Glas ebenfalls voll, und stieß mit den Verschworenen, die rauschend in den Toast einstimmten, an. Er trank einen Schluck und unterhielt sich dann ruhig mit seinem Nachbar. Bertha füllte sein Glas sofort wieder. Ein leises Zittern war an ihrer Hand zu sehen. Der Präsident drehte sich in diesem Augenblicke um und sagte scherzend:

— Sie wollen uns mit Gewalt in eine heitere Stimmung versetzen, gnädige Frau — je Zwei eine Flasche von diesem schweren Wein.

— Sie sogar mit mir, jedoch sollen Sie deshalb nicht mehr trinken, als die Andern. Ich stehe meinen Mann. Kommen Sie her, Herr Präsident, stoßen Sie mit mir an: „Es lebe die Republik!"

Sie hielt dem Präsidenten mit liebreizendem Lächeln ihr Glas entgegen. Warum vergaß dieser Mann jetzt seine Vorsicht? Er sah Bertha aus derselben Flasche trinken; er glaubte, Bertha liebe das Leben und könne nicht sterben um eines großen Zweckes willen. Er sah in die großen, brennenden Augen dieser Frau und seine Sinne verwirrten sich einen Augenblick. Er trank.

Dann aber erhob er sich und seine Züge nahmen plötzlich einen andern Ausdruck an. Ein bitteres Lachen ging über seine Lippen. Er erhob sein Glas und sagte:

— Unsere schöne Wirthin hat die Republik und den, welchem sie ihr heiligstes Amt anvertraut hat, leben lassen. Ich danke im Namen der Republik für diese Ehre und füge einen andern Trinkspruch hinzu: Es leben alle treuen Diener der Nation! Doch nieder mit allen denen, die es wagen, an den Errungenschaften dieses Volkes zu rütteln; wehe denen, die im Geheimen schleichen und auf den Umsturz der Freiheit sinnen. Ich sage, wehe ihnen und leere mein Glas, ein Hoch Jenen, ein Wehe den Letztern bringend.

Der Präsident stampfte bei diesen Worten,

die er mit sonorer Stimme rief, dreimal heftig auf den Fußboden. Ein wirres Geräusch ließ sich draußen vernehmen. Aber in diesem Augenblicke sprang Bertha von Wildenoff empor. Ihre Augen funkelten.

— Halt, rief sie, ich rufe wehe über den Tyrannen, der seine Freunde verräth! Ich rufe wehe über die Nation, die an ihrer Spitze einen Schurken duldet. Hört seine Schergen — sie kommen, Euch zu tödten — Ihr Freunde — doch der Allmächtige steckt ein Ziel seinen Verbrechen —

Die schöne Frau war bei den ersten Worten nach der Thür gesprungen und hatte sie von innen verschlossen. Sie stand jetzt mit erhobenen Armen da, eine Rachegöttin, mit blitzenden Augen und wogendem Busen.

Der Präsident war bei den ersten Tropfen, die seine Lippen benetzten, leichenblaß geworden. Dies Gift wirkte langsam, nicht augenblicklich. Jetzt mußte er sterben. Der Gedanke kam ihm mit Blitzesschnelle. Mit entsetzlich gellender Stimme rief er jetzt:

— Gift! Ha — Metze —

Und er wollte auf Bertha zuspringen, doch seine Kraft war zu Ende; ein Schauer überlief

seinen Körper, eine Erstarrung kam über ihn. Seine Augen waren schreckhaft weit aufgerissen, sein Gesicht wurde fahl, aschfarben. Er sank mit dem Rufe zu Boden:

— Zu Hülfe, zu Hülfe Euerm Präsidenten!

Heftige Kolbenstöße donnerten gegen die Thür.

— Aufgemacht! rief der Hauptmann; im Namen der Republik!

Keine Antwort ertönte. Die Verschworenen hatten sich erhoben und sahen schweigend dem Todeskampfe des Mannes zu, der einst so Großes erstrebte. Felix Amin wandte den Blick auf Bertha und sah sie erbleichen, sinken. Mit einem Schrei sprang er auf sie zu.

In diesem Augenblicke gab die Thür nach und der Hauptmann Waldberger drang an der Spitze seiner Musketiere in das Zimmer. Aber er blieb regungslos stehen, als er das Bild vor sich erblickte. Selbst auf das rohe Herz dieses Elenden machte der Kampf, der dicht vor ihm gekämpft wurde, einen tiefen Eindruck.

Paul Wagner sprang vor:

— Was wollen Sie, Hauptmann Waldberger? Was wollt Ihr, Leute? Der, welcher Euch

rief zu seinem Bubenstück, liegt hier und kämpft mit dem Tode! Geht und bereut, daß Ihr gegen Eure Brüder das Schwert gezogen.

Der Hauptmann brach in ein heiseres Lachen aus.

— Die Komödie gefällt mir, sagte er roh. Dieser Bursche — er deutete auf den Präsidenten — bestellte mich, um Sie, Bürger Oberst, und die Andern zu verhaften oder niederzumachen. Ich komme und sehe, daß er der Einzige ist, der die Zeche bezahlt! Alle Teufel, das ist lustig!

Paul Wagner unterbrach ihn heftig:

— Still, roher Bursche, kein Wort mehr. Hier hat göttliche Gerechtigkeit gewaltet. Ihr Bürger, wißt, Wohlbrecht war ein Verbrecher an den heiligsten Rechten der Nation — noch heute werden wir das dem Volke beweisen — er fiel und ihm geschah sein Recht. Hinaus nun, Ihr Leute!

Paul Wagner sprach diese Worte in gebieterischem Tone. Die Soldaten wichen langsam zurück. Waldberger ging hinab, ohne sich umzusehen. Dieser Elende, der in einem Augenblicke dem Meuchelmörder diente, im andern ihn verhöhnte, noch im Tode verhöhnte, schlich sich

mit dem Bewußtsein von dannen, daß seine Rolle ausgespielt sei.

Unterdessen verließen die meisten Verschworenen das Haus. Mit Blitzesschnelle hatte das Gerücht von dem Tode Wohlbrechts die Stadt durchlaufen. Haufen Bürger begrüßten die Verschworenen auf den Straßen mit dem lauten Zuruf:

— Nieder mit Wohlbrecht! Es leben die Braven heutigen Abends! Es lebe die Regierung!

Auf dem Schlosse hatte sich sofort die oberste Landesbehörde versammelt. Paul Wagner hielt eine glänzende Rede an die Mitglieder derselben und eine Stimme, die von Verfolgung der Mörder sprach, blieb vereinzelt.

— Was wollt Ihr? rief Wagner; die ihn tödtete, ging mit ihm in den Tod. Die Republik wird dieser edlen Frau, die den Wütherich vernichtet hat, ein Denkmal setzen. Wollt Ihr Strafe, so straft den Elenden, der im Dienste des Meuchelmörders heute bereit war, uns zu tödten, straft den Hauptmann Waldberger. Doch Ehre und Ruhm der Heldin Bertha von Wildenoff.

Die Republikaner erhoben sich und entblöß-

ten ihr Haupt. Eine tiefe Stille entstand. Sie war ein Zeichen des Schmerzes und der Anerkennung für die zweite Charlotte Corday.

Paul Wagner verließ das Schloß und eilte nach dem Hause der Frau von Wildenoff zurück. Hier hatte indessen ein Herz ausgeschlagen. Bertha war todt.

Sobald Felix Amin die Baronin wanken gesehen hatte, war er aufgesprungen. Er kam noch zur rechten Zeit, um die Fallende in seinen Armen aufzufangen. Von diesem Augenblicke an war er taub für Alles, was um ihn vorging. Er achtete nicht darauf, daß hinter ihm die Thür sich öffnete und Waldberger eindrang. Er kniete über Bertha gebeugt und legte das ganze Entsetzen, das ihm diese Scene eingeflößt, in die wenigen Worte:

— Bertha, warum thatest Du das?

Die Sterbende lächelte schmerzlich.

— Verzeihung, lispelte sie, werde glücklich — und gut. Ich sterbe — gern — für Dich — für die Andern!

— O, mein Gott, mein Gott! rief Felix, sie mit seinen Armen umschlingend.

— Still — still — Geliebter — o sieh den Engel, der dort mir winkt — Felix — fliehe

dies Land — der Fluch ist noch nicht — erfüllt — der darauf ruht — fliehe — und werde glücklich —

Bertha's Arm umschlang Amins Hals und sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Ein heftiges Zittern überkam sie. Ihre Lippen wurden bleich. Ihre Füße und Hände kalt. Dann dehnte sich ihr Körper lang aus.

Felix Amin hielt die Leiche noch in seinen Armen, als Paul Wagner wieder eintrat. Dieser berührte leise seine Schulter und sagte ernst:

— Felix Amin, sei ein Mann! Keine Klage ertöne hier, wo die göttliche Gerechtigkeit mächtig an unser Herz pocht — kein Groll gegen das Geschick werde laut, hier, wo ein so edles, hochherziges Weib für eine große Idee gestorben ist. Mag an Bertha von Wildenoff mancher Flecken kleben — heilig sei uns ihr Andenken.

Wir wenden uns von dem Bilde der letzten Augenblicke dieser zwei Menschen, die so wesentlich in das Geschick derjenigen Personen, welche in dieser Erzählung uns interessirten, eingriffen, ab.

Fern von der großen Stadt, jenseits des mächtigen Stromes, an dem sie liegt, heben sich schroffe Berge gen Himmel. Eintönige Tannenwälder trägt ihr Rücken, wo das schlanke Reh umherspringt, selten beunruhigt durch das Feuerrohr des Jägers. Keine Schienenwege führen durch diese unentweihten Wälder. Die Axt des Menschen reicht nicht hin auf die Gipfel der Klippen, wo die Krummholzkiefer ihre phantastisch geschwungenen Aeste über den Boden legt. Hier ist Friede. Wenn man durch eine Lichtung hinab auf die Wohnungen der Menschen sieht, auf die gesegneten Gefilde des Landes zu beiden Seiten des Stromes, mag es ein Gefühl erregen, wie ruhiger Friede, daß man dort oben so fern steht den Leidenschaften und Irrungen der Menschen da unten, und ein Gefühl heimathlicher Zufriedenheit umfängt die Brust.

Eine große Verkehrs-Straße durchschneidet jenes Wald-Gebirge. Sie verbindet die Gebiete zweier mächtigen Ströme miteinander. An dem Todestage des Präsidenten Wohlbrecht und der schönen Frau von Wildenoff fuhr langsam ein schwerer Reisewagen von der einen Seite den Berg hinauf, während von der anderen ein Reiter, gefolgt von einem Bedienten zu Pferde,

sich dem Wagen entgegen bewegte. Es war dies die Stelle, wo die Straße den Kamm des Gebirges überschreitet. Auf dem höchsten Punkte, an dem man zwei große Länder zu überschauen im Stande ist, steht ein großes, steinernes Kreuz. Es haben vor vielen Jahren hier einmal zwei Brüder einen entsetzlichen Kampf bestanden. Der Eine kam noch hinab bis in das Thal und hatte noch so viel Besinnung, den Leuten zu sagen, sein Bruder liege dort oben todtmüde. Aber als sie hinaufkamen, war er todt. Wo er gelegen hatte, stand das steinerne Kreuz.

Grade an dieser Stelle begegnete der Reiter dem Wagen. Da rief eine Stimme heraus:

— Halt, Kutscher!

Und ein Mann sprang aus dem Wagen und trat auf den Reiter zu.

Dieser war den Berg in recht trübem Sinnen hinaufgeritten. Er hatte sich nicht einmal umgesehen nach den blühenden Ländern zu seinen Füßen, nach den duftig violetten Bergen jenseits des Stromes. Sein Antlitz war gesenkt, wie von einer tiefen Trauer ergriffen. Jetzt schaute er auf und rief, sobald er den Mann erkannte, der aus dem Wagen gesprungen war:

— Herr Graf!

Dann stieg er vom Pferde und warf dem Bedienten die Zügel zu. Aber als er sich zu dem Fremden umwandte, rannen Thränen aus seinen Augen.

— Sie weinen? sagte der Graf. O, diese Thränen erzählen mehr als alle Worte! Es kam ein Gerücht zu uns — mein Bruder sei gefangen — man habe ihn schändlich betrogen — so ist das wahr?

— Nein, Herr Graf, Ihr Bruder ist frei, sagte der junge Mann, in dem wir Franz von Platten erkennen — sein Geist schwebt jetzt über diesem Verrathe —

— Mein Gott, er ist todt? rief der Graf und Leichenblässe bedeckte sein Antlitz.

— Tragen Sie das Schlimmste, Herr Graf; er fiel, ein Opfer unerhörter Ruchlosigkeit — meuchelmörderisch in seinem Kerker getroffen —

— O, mein Gott! stöhnte der Graf.

In diesem Augenblicke sprang eine junge Dame aus dem Wagen und eilte mit den Worten:

— Um Gotteswillen, was ist meinem Vater? auf die beiden Männer zu.

Es war Clara, die Tochter des Grafen Scagliari. Ein leichtes Roth überflog das

schöne Antlitz des jungen Kavaliers. Der Graf sagte leise:

— Kehre in den Wagen zurück, Clara, es sind schreckliche Dinge geschehen.

Die Gräfin trat jetzt ebenfalls zu der Gruppe. Ihr scharfer Blick hatte Alles errathen. Sie legte leise ihre Hand auf die Schulter ihres Gatten und flüsterte:

— Ludwig, Deine Gattin ist bei Dir!

Es war, wie wenn diese wenigen Worte den Grafen aus dem Starrkrampf herausrissen, in dem er einen Augenblick versenkt gestanden hatte. Er bebte leise zusammen und sagte dann:

— O Stephanie, sie haben meinen armen Bruder ermordet.

— Ludwig, sagte die Gräfin, hast Du nie daran gedacht, es könne so kommen, wie es nun gekommen ist? O, mir hat es oft vor der ahnenden Seele in stillen Nächten gestanden. Willst Du darüber klagen? Fiel Dein Bruder nicht in der Erfüllung seiner Lebensaufgabe?

— Ermordet — meuchelmörderisch ermordet fiel er.

— Fluch über diejenigen, die es thaten — ihr Lohn wird ihnen werden. O, mein Freund,

ich empfinde ebenso tief wie Du, was wir verlieren — doch verzage nicht! Der Allbarmherzige weiß seinen Weg zu glätten — er wird glücklich sein dort oben, wo Ehrgeiz und Erdenpflicht mit einem Schlage von ihm abfallen. Der Herr sei gelobt!

Franz von Platten sah bewundernd auf die Frau, die, so groß im Unglück, wie ein höheres Wesen vor ihm stand. Der Graf erhob das Haupt und reichte seiner Gattin die Hand.

— Ich erkenne meine Stephanie.

Dann sich zu Platten wendend, setzte er hinzu:

— Sie waren bei ihm in seinen letzten Augenblicken, lieber Freund. O, erzählen Sie. Wir gehen zu Fuß den Berg hinunter.

— Den Berg hinunter, sagte Platten, führt Ihr Weg nicht, Herr Graf. Wollen auch Sie diesen Mördern in die Hände fallen?

— So ist Alles verloren?

— Alles. Nur die Rückkehr giebt es für Sie.

Franz von Platten erzählte nun die Hergänge beim Tode des Majors. Als er geendet hatte, ergriff der Graf die Hand des jungen Kavaliers und hielt sie schweigend, indeß er

einen langen Blick über das unter ihnen liegende Land warf.

— Ich habe mein Heimathsland lange nicht wiedergesehen, sagte er endlich leise; es war mir immer, als ob ich es noch einmal sehen müßte, ehe ich stürbe. Dort liegt es so reich, so gesegnet von dem Allmächtigen. An den Ufern des Stromes wächst der goldene Wein, auf den Fluren Getreide in üppiger Fülle. Und doch geht ein finsterer Geist durch diese Gauen und es geschehen unerhörte Dinge. Wer weiß, wie der Kampf endet, den dies Volk kämpft. Soll ich noch mehr Verwirrung, noch mehr Aufruhr hineinschleudern? Nein, nein! Lebe wohl, mein Vaterland — ich ziehe dorthin, wo ich gelernt, glücklich zu sein.

Der Graf hatte die Worte mehr zu sich selbst, als zu seinen Begleitern gesprochen. Stephanie legte leise ihren Arm um seine Schulter und Thränen glänzten in ihren Augen.

— O, mein Gatte, sagte sie erregt, wie danke ich Dir! Dein Bruder sprach immer: Ein Opfer sei genug! Und tausend Engelstimmen bestätigen die Wahrheit seiner Worte. Sieh' dies Kreuz. Die guten Leute da unten im Thale erzählten mir, was es für eine Bewandtniß damit

habe. Es waren auch zwei Brüder, die hier gegen den Sturm kämpften, wie Ihr gegen den Orkan menschlicher Leidenschaften, gegen den Aufruhr der Elemente, wie Ihr gegen das Auflehnen einer fremden Gewalt. Hier ist das Grab dessen, der unterlag. Sollte der, welcher sich retten konnte, auch umkommen, weil er den Leichnam des Gestorbenen mitnehmen wollte? Mich durchschauerte es schon gestern, als ich die einfache Erzählung vernahm. Auch von Euch ist ja Einer gestorben. Laß es genug sein.

— Ja, es sei genug! sagte der Graf entschlossen. Den letzten Gruß dem Vaterlande — dann sei geschieden. Sei der Faden des dunklen Verhängnisses zerschnitten, der sich durch die Geschichte unseres Hauses zieht.

— Und Sie, lieber Platten, sagte die Gräfin, Sie, der Sie Alles geopfert haben — Ihr Vermögen — Ihr Vaterland — wie soll unser armer Dank nur einen kleinen Theil der Schuld tilgen, die uns drückt?

— Nicht so, gnädige Frau. Nicht dankenswerth ist das, was ich that, nur erfüllte Pflicht. Wären meine Ahnen der Freundschaft ihrer Fürsten werth gewesen, wenn sie blos im Glücke ihnen treu gewesen wären? Ich will nicht schlechter

sein, als meine Ahnen, gnädige Frau. Doch gewähren Sie mir eine Bitte, die ich als Gnade mir erflehe.

— Reden Sie. Wenn unsre Macht ausreicht, seien Sie der Gewährung gewiß.

— Ich habe jetzt noch eine traurige Pflicht. Vielleicht ruhen die Gebeine des edlen Prinzen in ungeweihter Erde, ohne den Segen der Kirche, der er angehörte, die man dort unten jetzt frech verachtet. Geächtet, aus dem Lande verbannt, kann ich jetzt nichts thun, als erwarten, bis der Sturm dort ausgetobt. Sehen Sie die fernen Höhen dort, Herr Graf. Jenseits derselben steigen aufwärts schon die Heere fremder Völker, die diesen Aufruhr niederkämpfen sollen. Wenn das geschehen, will ich hierhereilen, um das Grab meines Herrn zu suchen. Dann soll die Freundesliebe dort verrichten, was rohe Barbarei vielleicht verweigerte. Doch dann, wenn das geschehen und ich heimathslos und einsam bin — denn meine frühere Heimath werde ich verlassen, damit nicht die Erinnerung an das, was geschehen, mir das Leben vergälle — darf ich dann zu Ihnen kommen und mit Ihnen ein stilles Dasein ruhigen Glückes leben?

— Mein Freund, rief der Graf, ich wollte

das als Bitte aussprechen, was Sie wie eine Gunst verlangen. Im Hause des Grafen Scagliari wird ein Festtag sein, wenn Franz von Platten seine Schwelle überschreitet.

— Dank, Dank, Herr Graf.

— Und darf ich meine Bitte mit der des Gatten einen? sagte die Gräfin, Franz die Hand reichend.

— O, zu viel Güte! rief Franz von Platten.

— Auch ich, sagte Clara hinzutretend, wage Sie zu bitten, daß Sie zu uns kommen mögen. Ich bin kein Kind mehr, setzte sie erröthend hinzu, und weiß, was unser Haus an Dank Ihnen schuldet.

— Clara, sagte die Gräfin ernst, Du solltest jene Sorgen fern von Dir sein lassen, die Deine Eltern drücken.

— Ich bin doch Deine Tochter, Mutter.

— Wohl, theures Kind; Du bist es; Deine Bitte an Herrn von Platten reihe sich der unsern an. Komm Ludwig, unser Weg geht dort hinab.

Der Reisewagen war schon lange in den Windungen des Weges verschwunden, als Franz von Platten, wie aus einem Traume erwachend, auffuhr. Er warf noch einen Blick nach dem

hinter ihm versinkenden Heimathlande und rief dann nach seinem Pferde.

Er schlug einen Weg waldeinwärts ein und erreichte bald ein einfaches Haus, das, mit Geweihen auf den Giebelspitzen geschmückt, sich leicht als die Wohnung eines Waidmannes erkennen ließ. Einige blondköpfige Kinder spielten vor der Thür. Sie sprangen ihm jubelnd entgegen. Er stieg vom Pferde und streichelte die kleinen, frischen Waldbuben. Eine junge Frau trat aus dem Hause und begrüßte ihn freundlich.

Franz von Platten hatte sich dies einsame Haus zum Wohnsitz auserwählt, bis er seinen Plan ausführen konnte, zu dem ihn ein frommes, kindliches Herz trieb. Er überschritt die Schwelle und drückte dem Förster, der ihm hier entgegentrat, kräftig die Hand. Dann ging er auf sein Zimmer, indeß seine Gedanken nach einem fernen Lande flogen, wo blaue Fluthen eine grüne Insel liebend umfingen und wo ein freundlicher Genius den süßesten Traum hingegeben hatte, den eines Jünglings Brust zu hegen vermag, den Traum des stillen Glückes der Liebe.

19.

Versöhnung.

Zwei Monate sind vergangen. Das Geschick jenes Landes ist im Begriffe, sich zu erfüllen. Die Nachbarstaaten hatten von Anfang an die Bewegung mit Schrecken und dem festen Entschlusse, dem weiteren Umsichgreifen derselben energischen Widerstand zu leisten, zugesehen. Es konnte nicht fehlen, daß die ansteckende Kraft revolutionärer Ideen ihre Wirksamkeit ausübte. In den Grenzstrichen der benachbarten Staaten wurden hier und dort aufregende Stimmen laut und an Versuchen, auch hier den republikanischen Ideen Verwirklichung zu verschaffen, fehlte es nicht. Eine gewaltige Heeresmacht zog sich schnell in diesen Gegenden zusammen und rückte von zwei Seiten gegen die neue Republik vor.

Wenn nun auch die Prinzipien Wohlbrechts in jeder Beziehung höchst verwerflich genannt werden konnten, so trug doch eben die Vernichtung der diktatorischen Gewalt, welche er in den Händen gehalten hatte, dazu bei, die Einheit der Bewegung und Oberleitung der Geschäfte in der

Republik zu zerstören und aller gut gemeinte Eifer seiner Nachfolger war nicht im Stande, seine Energie und geistige Kraft zu ersetzen.

Nach seinem Tode war ein Triumvirat als Exekutivbehörde eingesetzt worden, bestehend aus Paul Wagner, Felix Amin und Hugo Nördlinger. Diese drei Jünglinge, erfüllt von jugendlicher Schwärmerei, ohne praktische Kenntnisse dessen, was zur Leitung eines Convoluts so grundverschiedener Elemente gehört, begingen Fehler auf Fehler. Es entstand Partei-Eifersucht und Uneinigkeit. Die Oberleitung der Armee, die Landes-Vertheidigung, war einem General von anerkannter Thätigkeit und großem Ehrgeize übergeben worden. Dieser Mann, eigensüchtige Zwecke verfolgend und sogar gewissenlos genug, sich persönlich auf verbotene Weise zu bereichern, hatte weder den Willen, noch die Fähigkeit, am Aufbaue eines gesunden Staats-Organismus mitzuarbeiten. Es kam endlich so weit, daß die drei Freunde an einem Tage von ihrem Posten zurücktraten und um Kommandos in der Armee baten. Es war dies zu der Zeit, wo der Einmarsch der feindlichen Truppen erwartet wurde. Ein bedeutendes Gefecht auf fremdem Grund und Boden hatte einen anschei-

nend günstigen Erfolg gehabt und es schien einen Augenblick, als ob der alte Enthusiasmus wiedergekehrt sei. Doch dem war nicht so. Das Land seufzte schon lange unter dem Drucke einer unerschwinglichen Abgabenlast, die nichtsdestoweniger zur Vertheidigung des Landes unbedingt nothwendig war. Mehr und mehr tauchten die Sympathien für das legitime Fürstenhaus aus dem Wuste socialer Aufregung hervor und das Volk erinnerte sich, daß unter der Regierung ihrer Fürsten ihr Dasein ruhiger, glücklicher und weniger opfervoll gewesen sei. Die Führer der Revolution, welche es wohlmeinten mit der Nation — wir gestehen, es war nur der kleinere Theil — namentlich unsere drei Freunde, sahen mit Schmerz, wie der bessere Theil des Volkes sich von ihnen abwendete. In ihnen selbst stiegen Zweifel auf, ob das, was sie gethan hatten, wirklich so gerechtfertigt sei, wie sie in jugendlicher Ueberspannung gedacht, und sie hatten manches ernste Gespräch, dessen Schluß ein Gefühl der Enttäuschung, der Reue bildete. Aber ihr Schicksal trieb sie unaufhaltsam weiter. Waren es nun auch nur noch die Besitzlosen, die Hergelaufenen und die Versunkenen, deren Angelegenheiten sie führten — sie

mußten zu ihnen stehen, bis zum letzten Augenblicke.

Die Geschichte jener Tage erzählt von einigen Führern der Revolution, die in dem entscheidenden Momente das Volk im Stiche ließen, so doppelte Schmach häufend und zu der Tiefe gemeiner Abenteurer herabsinkend. Wir rechnen zu diesen Meineidigen auch den General, der, von der Republik mit dem Oberbefehle über die Truppen betraut, unter Entwendung einer Kriegskasse das Weite suchte, und die Nation hatte recht, diesen Schelmen Verachtung und Fluch nachzurufen.

Von solchem Vorwurfe aber sind unsere drei Freunde vollkommen frei. Sie standen zu einer Sache, deren Recht sie immer behauptet hatten, und standen, wie es Männern ziemt, bis zum letzten Augenblicke. Irrten sie sich auch und hat dieser Irrthum auch großes Elend über ein Volk gebracht, so wollen wir doch keinen Stein auf sie werfen. — — —

Wir haben unsern Lesern noch ein Bild vorzuführen aus dem letzten Akte des großen Trauerspiels, welches jenes Volk spielte. Genug sei es dann der düstern Bilder, an denen jene Zeit so reich war. Es trete dann in flammen-

den Zeichen aus der Nacht menschlichen Irrens, menschlichen Fehlens das göttliche Wort „Versöhnung.“ Es möge dann Jeder, der uns bis hierher seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, dies Buch aus der Hand legen und ein Wort des Mitleids finden für so viel schöne Kraft, die in der maßlosen Leidenschaftlichkeit, in dem stolzen Vertrauen auf die eigene Fähigkeit, in dem unbefriedigten Streben nach Bildern der Phantasie, deren Verwirklichung jenseits der Grenze einer gesunden, bürgerlichen Ordnung lag, zu Grunde ging.

Es war im Juli. Der heißeste Sonnenaufgang lag auf dem Gebirge, und wenn auch auf den Höhen eine leise Luftbewegung die Schwüle milderte, so war es doch in den engen Thälern, als ob keine Bewegung in den dicken, heißen Luftsäulen wäre, und kein Laut ringsum war hörbar, als der ferne Schrei eines Falken, der unbeweglich hoch im Aether hing oder das Summen eines Käfers, der sich wonnig in den Sonnenstrahlen badete.

Seltsam öde erschien das Thal, in dem der Amtshof lag. Die Leute, die im Thale wohnten, hielten sich in ihren Hütten. Nur im Amtshofe selbst war lautes Leben. Eine starke Ab-

theilung der Insurgenten hatte sich hier festgesetzt und ein Verhau errichtet, so daß grade an den Gebäuden des Hofes das Thal vollständig abgeschlossen war. Die Barrikade war mit Kanonen flankirt und die Büchsen lagen still auf der Brustwehr, bereit, nach irgend einem Ziele abgefeuert zu werden. Ganz in ähnlicher Weise hatte man die benachbarten Thäler, unter andern auch das des Nidhofes, gesperrt. Man erwartete hier den ersten Angriff des Feindes, der seit zwei Tagen das Gebiet überfluthete.

Im Amtshofe kommandirte Hugo Nördlinger. Er hatte mit seltsamen Gefühlen das Asyl seiner Jugend wieder betreten, nun, wo er kam, um mit dem Schwerte das zu vertheidigen, was er geholfen hatte, aufzubauen. Er vertheidigte es, ohne an das Recht der eigenen Sache noch so fest zu glauben, wie ehedem. Er that es, weil er ein Ehrenmann geblieben war trotz seiner Verirrungen und weil er sein Volk nicht verlassen wollte. Aber er that es nicht mehr begeistert, freudig, sondern mit der Ruhe und Resignation eines den Tod Erwartenden.

Auf dem Nidhofe war Paul Wagner der Kommandirende. Man hatte nach Wohlbrechts Tode dem Amtsrath sogleich die Freiheit wie-

dergegeben. Man suchte auch jetzt den Druck, welcher mit einer permanenten Einquartirung stets verbunden ist, möglichst zu mildern; wenigstens lag dies in Paul Wagners Absicht, wenn er auch nicht immer alles Ungerechte und Widersinnige verhindern konnte. Nichtsdestoweniger war für die Familie Liebig diese Zeit eine schwere. Sorgen aller Art berührten die einzelnen Glieder und besonders der Amtsrath litt zusehends. Die Ernte war zwar reichlich ausgefallen, indessen reichte sie nicht hin, den mannigfachen Anforderungen gerecht zu werden. Es fehlte an Futter und der Amtsrath sah sich genöthigt, einen Theil seines Viehes zu verkaufen. Seine Pferde waren auf Befehl der republikanischen Behörde requirirt worden, zwar gegen Bezahlung; allein letztere bestand nur aus einer Anweisung auf die Kassen der Republik. Und diese Kassen waren leer. In dieser Zeit der Noth bewährte sich glänzend der männlich feste Charakter Philipps. Er arbeitete für zwei und trat jeder Anmaßung von Seiten der jetzigen Herren des Landes energisch entgegen. Er hatte so die Familie mehrmals vor empfindlichen Verlusten bewahrt. Elisabeth fühlte mehr und mehr, wie er alle Eigenschaften in sich vereinige, die das Wesen edler

Männlichkeit ausmachen. Sie sah zugleich, wie er sie mit einer Kette liebevoller Aufmerksamkeiten umzog, die mehr empfunden, als in Worte gefaßt werden konnten. Und sie empfand es, und ein Gefühl inniger Anerkennung zollte sie freudig dafür. Sie sprach ihm das nie aus; aber er fühlte es aus jedem Worte, aus jeder kleinen Bequemlichkeit, die sie bereitete, heraus und sein Auge hob sich dann stolzer, freudiger, seine Kraft und Ausdauer verdoppelte sich.

Wir kehren zum Amtshofe zurück. Es war neun Uhr Vormittags. Hugo Nördlinger befand sich in einer Dachkammer des Haupthauses und richtete sein Fernglas auf das obere Thal und die dasselbe begrenzenden Berge.

Jetzt bemerkte er gerade in der Richtung des Thales einen blitzenden Streifen, der sich an der Bergwand herabzubewegen schien. Er wandte sich um und sagte zu einem hinter ihm stehenden Offizier:

— Sie kommen.

Dann setzte er sein Glas wieder an das Auge.

Eine lebhafte Bewegung entstand unter den Mannschaften. Es war dies hier ein überaus wichtiger Punkt und Alle waren auf einen hei-

ßen Kampf gefaßt. Es waren die Kerntruppen der Republik. Man wollte diese Straße unter allen Umständen halten, selbst mit den größten Opfern.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, ehe die Feinde herankamen. Eine eigene Zeit ist es, in der man ein blutiges Gefecht erwartet. Ist der Kampf da, so geräth das Nervensystem selbst des weniger Muthigen in eine Aufregung, die es ihm leichter macht, sein Leben für nichts zu achten. Aber das stille Erwarten, das bewegungslose Beobachten eines Feindes, der langsam näher rückt, größere und größere Massen entwickelt, das ist es, was alle Kraft des Mannes nöthig macht, nicht zum Feigling zu werden. Es stand mancher rauhe Mann hinter der Barrikade, der an seine Lieben daheim dachte und ob er sie wohl wieder sehen werde. Mancher betete leise, der es lange Zeit vergessen hatte.

Es war eine Abtheilung vorgerückt, um gegen den Feind ein leichtes Gefecht zu eröffnen und ihn aufzuhalten oder ihm Schaden zuzufügen. Es fielen ein paar Salven und dann zog sich die Abtheilung langsam vor dem Feinde hinter die Befestigung zurück.

Sobald sie sich dahinter aufgestellt hatten,

begann der Feind die Barrikade zu beschießen. Ein heftiges Feuern begann.

Allein dies hatte noch keine Viertelstunde angehalten, als von dem Höhenzuge, der vom Amtshofe nach Welperdingen zu lag, ein donnerndes Hurrah im Rücken der Insurgenten erscholl und zugleich durch eine heftige Salve begleitet wurde, die Tod und Verderben in ihre Glieder warf. Sie waren umgangen und also verloren. Ein Entsetzen faßte sie. Nicht vorwärts, nicht rückwärts konnten sie weichen. Von vorn entwickelten sich starke Sturmkolonnen. Von hinten fiel Salve auf Salve. Sie wurden in der Mitte aufgerieben. Nur einen Weg gab es, den über die Höhen nach dem Nidhofe.

Wer noch lebte und seiner Glieder Herr war, stürmte dort hinauf. Unter ihnen war Hugo Nördlinger. Wenn der Nidhof gehalten hatte, so war noch nichts verloren. Aber das Häuflein, das ihn begleitete, ward kleiner und kleiner. Hier und dort sank Einer nieder, den die Kugeln der nachfolgenden Feinde erreichten.

Hugo war, Allen voraneilend, auf dem Kamme angekommen. Er übersah mit einem Blicke, daß hier keine Hoffnung mehr war. Gleichzeitig mit dem Angriffe auf den Amtshof

war hier die Barrikade angegriffen und genommen worden. Der Feind hatte in beiden Thälern Fuß gefaßt und dazwischen standen diese Unglücklichen und erwarteten mit stummer Resignation den Tod.

— Brüder! rief Nördlinger, wir sind umgangen. Wer will sich zum Gefangenen machen und dann erschießen lassen, wie einen Hund? Wer es nicht will, der folge mir!

Die Männer drängten sich ihm nach. Es ging den steilen Abhang hinab gegen den Nidhof zu. Wenn sie den jenseitigen Thalrand erreichten, waren sie gerettet. Aber dort unten erwarteten sie die feindlichen Kugeln, die feindlichen Bayonnete. Es war ein Häuflein Tapferer, die hier den Tod suchten, statt der Gefangenschaft. Sie fielen Mann um Mann, zuletzt Hugo Nördlinger. Dicht am Nidhofe traf ihn eine Kugel durch die Brust. Er sank nieder und ward auf die Leichen seiner Kameraden gebettet.

Es mochten einige Stunden seit dem Kampfe verflossen sein, als sich zwei Personen dem Nidhofe näherten. Wir erkennen in ihnen Elisabeth und Philipp. Ihnen folgte ein Wagen, von Kühen gezogen, auf dem mehrere Knechte saßen. Sie blieben schlendernd stehen, als sie rings um das

Haus die Leichen und alle Gräuel der Verwüstung sahen. Sie hatten seit zwei Tagen den Hof verlassen und waren in ein Dorf in der Ebene gezogen. Das Gut war doch ertragslos und das Haus nun auch, wie vorauszusehen, unbewohnbar.

— Du hättest nicht mitkommen sollen, sagte Philipp. Das ist kein Anblick für Dich.

— Ich bin an Manches gewöhnt worden, erwiederte das junge Mädchen. Unsere Schule war eine harte. Vertrieben aus unserm schönen Amtshofe, hofften wir hier Ruhe zu finden. Doch das Schicksal treibt uns auch hier wieder weg. Wir sind sehr unglücklich, Philipp.

— Muth, Elisabeth, das Alles wird vorübergehen.

— O, ich habe fast alle Hoffnung verloren. An jenem schrecklichen Tage, an welchem sie den Vater nach der Residenz schleppten, fühlte ich es, wie alles Glück von uns gewichen ist.

— Nein, meine Schwester, nicht so. Noch bleibt uns die Kraft, das Alles zu ertragen und so lange sie uns bleibt, ist noch nicht Alles verloren.

— O, siehe hier die vielen Todten! Laß uns eilen, ein Entsetzen befällt mich.

— Du hättest zu Hause bleiben sollen.

— Komm, komm! O sieh den armen Menschen, sie haben ihm den Kopf gespalten.

Elisabeth blieb, wie von dem Grauen festgebannt, einen Augenblick stehen, aber plötzlich ward sie sehr bleich und rief schneidend:

— Um aller Heiligen willen — hier liegt Hugo Nördlinger!

Zugleich that sie einen Schritt auf den Jüngling zu, der regungslos, die linke Hand fest auf die Herzgrube gepreßt, dalag. Philipp sprang herzu und stützte Elisabeth. Diese sagte leise:

— Durch die Brust geschossen — Philipp, er ist wohl todt — o der Unglückselige!

Aber bei diesen so leise gesprochenen Worten war der Sterbende erwacht. Noch schlummerte ein Funken Leben in ihm, der bei dem Klange dieser Stimme zur matten Flamme sich verstärkte. Wie ein süßer Traum kam es über ihn.

— Elisabeth, rief er schwach, Du bist hier? Du kommst zu mir in der letzten Stunde — um mir zu verzeihen? O, das ist so süß — Versöhnung —

— Hugo, rief Elisabeth weinend, warum mußte das so enden?

— Ich habe so viel gefehlt — geirrt —

daß ich den Tod verdient habe — doch Du — sollst mir vergeben —

— Ich habe Dir vergeben —

— Und Du — Philipp — einst sagte ich — Du solltest mich achten lernen — ich falle — doch dies Land ist frei von dem Schurken, der uns verdarb — Philipp — sprich ein Wort der Versöhnung —

Philipp trat dicht zu dem Sterbenden heran und sagte:

— Es gab eine Zeit, in der wir Brüder waren, Hugo. Darnach gingen wir sehr verschiedene Wege und wurden einander fremd. Ja, ich leugne es nicht, ich habe Dich verachtet und verflucht. Heute stehe ich bei Dir, während der Tod schon den gierigen Arm nach Dir ausstreckt. Doch ich habe nur Thränen des Mitleids, daß Deine jugendliche Kraft so plötzlich gebrochen werden soll. Ich habe kein Wort des Vorwurfs mehr, da selbst dies Mädchen, in dessen Leben Du mit frevelnder Hand störend eingegriffen hast, nur Versöhnung im thränenden Auge trägt. Ich habe Dir schon lange vergeben.

Ein lichter Strahl der Freude flog über die verzerrten Züge Hugo's. Er streckte beide Hände aus und sagte leise:

— O, gebt mir noch einmal Eure Hand. Ich möchte noch einen Händedruck mit hinübernehmen.

Philipp ergriff seine Hand und sagte:

— Es sei die Bruderhand, Hugo.

Elisabeth weinte still für sich. Hugo Nördlinger aber legte Elisabeths Hand in Philipps und sagte:

— Ich weiß — er liebt Dich — Elisabeth — mache ihn glücklich — und werde — selbst glücklich —

Er vermochte nicht, den Satz zu vollenden. Ein Zittern überkam seinen ganzen Körper. Er ließ beide Hände los. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust, dann war Alles vorbei.

— Mein Gott! rief Elisabeth erschreckt, er stirbt! Wir hätten ihn in das Haus tragen müssen — vielleicht wäre noch eine Rettung möglich gewesen.

— Still, still, sagte Philipp, hier ist menschliche Hülfe zu Ende. Er ist todt!

Elisabeth verhüllte ihr Gesicht und weinte still. Philipp trat leise zu ihr und ergriff ihre Hand.

— Schwester, sagte er, der Gestorbene legte Deine Hand in die meine, er, der das größte

Recht auf diese Hand hatte. Elisabeth, Du bedarfst einer Stütze in dieser gewaltthätigen Zeit. O, laß Deine Hand in der meinen ruhen für dies Leben. Ich habe ein Herz voll heißer Liebe und einen Arm voll männlicher Stärke. Es ist Alles, was ich besitze. Ich lege es Dir zu Füßen.

Elisabeth erhob das thränende Antlitz und sagte mit bewegter Stimme:

— Nimm mich hin, Philipp. Manches Wehe ist durch mein Herz gegangen und hat jenen Schmerz der zarten Jugend abgestreift. Ich habe so viel in meinem Leben geweint, daß das heiße Empfinden dadurch abgekühlt ist. Doch ich bringe ein festes Vertrauen und eine herzliche Zuneigung zu Dir als Morgengabe mit. Wir wollen zusammenstehen und den Kampf gemeinschaftlich durchkämpfen. Wir Beide wissen, daß mehr Leid und Wehe in der Welt ist, als Freude und Seligkeit. Doch wir wissen auch, daß Einer droben ist, der Alles wohl gemacht hat.

20.

Schluß.

Wieder ist ein Monat vergangen. Der Sturm ist verklungen, der über dies Land dahinbrauste. All' dies unschuldig vergossene Blut ist verraucht und von wenigen der vielen Todten ist noch einmal gesprochen worden. Es sind bereits acht Tage verflossen, seitdem der Fürst wieder in seine Residenz eingezogen ist. Viel aufrichtiger Jubel herrschte darüber im Lande. Man hatte in der Zeit viel gelernt, und wenn die Lehre auch sehr bitter war, so war sie doch um so heilsamer.

Die fremden Truppen hatten dem Fürstenhause den Weg zu seinen Erbstaaten gebahnt. Der Fürst kehrte zurück, um eine große, schmerzliche Erfahrung reicher. Aber diese Erfahrung hat edle Früchte getragen. Die heutige Verfassung jenes Landes ist Bürge dafür.

Auch auf dem stillen Nidhofe war Alles wieder in das gewohnte Geleise zurückgekehrt. Der Platz um das Haus ließ nichts mehr von jenem Kampfe erkennen. Nur ein einfaches Kreuz be-

zeichnete die Stelle, auf welcher Hugo Nördlinger gefallen war.

Heute war auf dem Nidhofe ein Freudentag. Elisabeth wurde heute Philipps Weib. Man konnte das auf all' den frohen Gesichtern lesen, die in und bei dem Hause beschäftigt waren, und man sah es den Leuten an, daß sie alle Glückwünsche, die ein gutes Herz an solchem Tage hegen kann, auf den Lippen und in den lachenden Augen trugen. Der alte Amtsrath ging selbst eifrig umher und sagte hier und da ein freundliches Wort. Er schien wieder jung zu werden, nachdem er so lange Zeit recht alt und krank ausgesehen hatte.

In der letzten Zeit war auf dem Nidhofe Manches sehr geheimnißvoll betrieben worden. Philipp war einige Male in der Residenz gewesen und hatte dann immer Allerlei mit Elisabeth zu verhandeln, was Niemand weiter hören durfte. Daß es aber nichts Schlimmes war, konnte man deutlich aus ihren freudig leuchtenden Blicken ersehen.

Es ist noch frühe an einem duftigen Augustmorgen. Der Wald hat ein lichtvolles Kleid angelegt, an welchem tausend Demanten blitzen. An Aesten und Blättern hat sich der Thau ge-

hängt und strahlt den jungen Tag in farbigen Blitzen zurück. Drüben ruft noch ein einziger Kuckuk und meint, es müsse noch immer Frühling sein.

Trotzdem es noch so frühe ist, steigt doch schon ein Mann mit bestaubten Füßen vom Gebirge herab. Es ist Philipp. Die Aufregung hat ihn vor Tagesanbruch hinausgetrieben, als noch Alle schliefen. Er ist droben auf den Bergen gewesen und hat die ersten Sonnenstrahlen in seine Brust eingesogen. Für diesen Tag hat er gerungen, gelitten und entsagt. Nun ist er gekommen, sonnenblitzend, himmelsselig. Philipp hat, als er droben stand, einen einzigen Blick hinabgeworfen nach dem Nidhofe, nach dem Fenster, hinter welchem Elisabeths keusches Gemach liegt. In diesem einen Blick hat alle Seligkeit gelegen, deren ein so starkes und treues Herz fähig ist. Er hat von dort oben auch den Amtshof ganz gut sehen können. Auch dorthin hat er einen Blick geworfen, und ein Lächeln war über seine Züge geglitten.

Jetzt ist er herabgestiegen und geht an dem Garten vorbei auf das Haus zu. Er sieht den Amtsrath und geht ihm mit heiterem Gesichte entgegen. Der alte Mann schüttelt ihm freudig

bewegt die Hand, doch in seinem Auge erglänzt eine Thräne.

— Du bist nicht froh, mein Vater, sagte Philipp.

— Doch, doch, Philipp. Man muß aber an Alles denken. Ich dachte an jenen Morgen vor neun Monaten, als Deine Elisabeth Frindlars Frau werden sollte.

— Es würde mir sehr leid thun, wenn diese Erinnerung Dich traurig stimmen sollte. Das sollte sie nicht.

— Das thut sie auch nicht, Philipp. Denkst Du, ich hätte nicht begriffen, wie unser Herrgott mich da zurechtgewiesen hat? Ich hatte die Augen verloren, um zu sehen, wie das Glück meines Kindes begraben wurde. Der Mammon hatte mich geblendet, daß ich das schwere Opfer der Kindesliebe annehmen wollte, ohne zu fragen: Ist es Dein Glück oder Dein Unglück, meine Elisabeth? Das Alles ist es nicht. Ich möchte keinen Andern zum Sohne haben, als Dich — einen besseren und treueren bekäme ich nie. Dich habe ich zwar immer gern gehabt, aber Deinen wahren Werth habe ich erst in dieser schweren, betrübten Zeit schätzen gelernt. Ich dachte eben daran, daß wir jetzt arm sind, Philipp — ich

dachte an den Amtshof, und das drängte mir eine Thräne in das Auge. Wären wir noch dort, so könnte ich mit Ruhe auf Eure Zukunft blicken, jetzt aber hat mein Kind wenig, Philipp, fast nichts.

— Aber ich kann arbeiten, Onkel, und Gott wird meine Arbeit segnen.

— Wohl, mein Sohn, es ist wahr; ich bin thöricht. Ich bin alt geworden, Philipp, und kann den Amtshof nicht vergessen.

— Der Amtshof wird nächstens verkauft. Wir können ihn wieder kaufen.

— Das Geld fehlt uns nur, Philipp. Wir können keine Anzahlung machen. Es ist nicht möglich. Das Vertrauen ist dahin. Niemand wird Geld geben wollen.

— Ich habe daran gedacht, mein Vater, und habe deshalb bereits Einleitungen getroffen, welche mich hoffen lassen, daß wir das Geld bekommen werden. Die Grundstücke des Nidhofes lassen sich vielleicht günstig verkaufen. Es wird gehen, Vater.

Der Amtsrath lächelte trüb.

— Jugend hat Hoffnung, das Alter Muthlosigkeit! sagte er.

— Laß Dir meinen Ehrentag nicht verder=

ben, bat Philipp dringend. Es wird noch Alles gut werden.

Philipp sprach die letzten Worte in sehr zuversichtlichem Tone.

Die beiden Männer gingen nun nach dem Hause. Elisabeth kam ihnen in reizender Verwirrung entgegen. Wie war sie so schön in dem einfachen Hauskleide, das sie jetzt trug. Sie reichte Philipp die Hand und sagte:

— Jetzt weiß ich erst, was die Weihe eines solchen Tages zu bedeuten hat. Mir ist, als müßten alle Wesen, gleich mir, voll Hoffnung und Vertrauen sein, und als sollte ich Dir immer wieder sagen, wie gewiß ich bin, daß wir glücklich sein werden.

— Ich habe droben auf den Bergen gestanden, sagte Philipp fest, und jeder Gedanke war ein Gelübde, daß es so sein soll. Alle Widerwärtigkeiten sind ja vorüber; nun beginnt ein ruhiges, friedliches Leben. Unser Vater droben im Himmel wird uns eins nimmer ersterben lassen, nämlich das feste Vertrauen zu einander. Dann wird es stets gut werden, in Freude wie in Leid.

Elisabeth sah Philipp erstaunt an. Er schien

heut ganz anders zu sein, als sonst, so fest und klar, so erhaben. Man war gar nicht gewöhnt, bei ihm eine solche Begeisterung anzutreffen. Er verbarg seine Gefühle oft tief in der Brust und hatte noch nie so begeistert gesprochen. Philipp war ihr nie so männlich schön, so stark und erhaben erschienen. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Elisabeth hatte die Stütze gefunden, deren ihr Herz so sehr bedurfte. Die ganze Vergangenheit war verschwunden vor dem starken, wenn auch weniger weichlich-süßem Empfinden des Augenblicks. Sie wußte, daß sie nie von ihm lassen würde, weder in Gedanken, noch in Worten. Das ist die rechte Liebe des Weibes, das einem Manne angetraut ist. Sie ist so vertrauensvoll, stark und herrlich, wie keine andere menschliche Empfindung. Anders ist die schwärmerisch-weiche Zuneigung der dem Kinde noch nahestehenden Jungfrau. Jenes ist die stärkende, erquickende Frucht, die ihren Zweck zur Genüge erfüllt, dieses die zarte, duftige Blüthe, deren Blätter gar oft vom Sturme zerrissen werden und zwecklos verdorren.

Um zehn Uhr des Morgens war Alles gerüstet und man bestieg die Wagen, um nach der

Kirche zu fahren. Der Weg führte thalabwärts, dann über die Höhe, und am Amtshofe vorbei wieder thalabwärts. Es waren keine Gäste geladen außer dem Amtmann von Welperdingen, dessen Töchter schon einmal Elisabeth mit dem bräutlichen Kranze geschmückt hatten. Es waren nur zwei Wagen, die zur Kirche fuhren. Die Leute vom Hofe gingen einen näheren Weg über das Gebirge.

Als sie bei dem Amtshofe vorüberfuhren, waren alle Fensterläden geschlossen, kein Mensch schien dort zu wohnen. Man wunderte sich indessen, daß Alles trotzdem so wohl bestellt war. Der Garten war in der schönsten Ordnung und das Haus schien sogar an einigen Stellen ausgebessert zu sein.

— Wer mag den Amtshof kaufen? fragte der Amtsrath mit einem Seufzer.

Der Amtmann von Welperdingen saß neben ihm und antwortete jetzt:

— Verkauft ist er noch nicht. Sieh' dort den Anschlag, alter Freund. Die Republikaner hatten den Amtshof für National-Eigenthum erklärt. Eigentlich gehörte er aber Wohlbrecht.

— So fällt er nun an den Staat?

— Wahrscheinlich. Wohlbrecht wird nachträglich verurtheilt, oder vielmehr, sein Gut wird konfiscirt werden. Du kannst den Hof dann wieder kaufen. Philipp wird ihn bald schuldenfrei machen. A propos, weißt Du schon, daß Wohlbrecht eine Tochter gehabt hat?

— Eine Tochter? Was? Ein Kind meiner Schwester?

— Gewiß.

— Meine Schwester hatte nur ein Kind, allerdings eine Tochter, aber dies Kind starb kurz vor der Zeit, als die Trennung meiner armen Schwester von diesem Schurken von den Gerichten bestätigt wurde. Das muß also ein Irrthum sein.

— Nein, es ist authentisch. Er hat sie heimlich in der Stadt erziehen lassen.

— Und Du sagst, er hatte — so lebt sie nicht mehr?

— Nein. Sie hat ein schweres Schicksal gehabt. Es mußte etwas Schreckliches mit ihr und ihrem Vater vorgegangen sein. Sie wurde plötzlich wahnsinnig und ist vor einigen Wochen gestorben.

Der Amtsrath lehnte sich nachdenklich zurück. Sie waren schon lange am Amtshofe vorüber.

und näherten sich jetzt der Kirche. Viele Leute mit frohen Gesichtern standen da umher und zogen ehrerbietig die Hüte. Den Amtsrath freute das heute um so mehr, da er sich im Gegentheil auf spöttische Gesichter und spitze Reden gefaßt gemacht hatte. Nun schien es aber nur Liebe und Achtung zu sein, die ihm von allen Seiten bezeigt wurde.

Elisabeth ging mit niedergeschlagenen Augen, doch festen Schrittes, an Philipps Arm zum Altare. Aber bei den herzlichen Worten des würdigen Geistlichen hob sie den Blick frei empor. Er sprach von jenem trüben Tage und von der ganzen traurigen Zeit bis heute, aber er hatte auch goldene Worte des Hoffens und der Verheißung, und in Elisabeths Auge stand eine Thräne. Dann sagte sie mit fester Stimme ihr Ja, als sie gefragt wurde, ob sie Philipps Weib werden wolle.

Sie war nun seine Frau und legte ihren Arm voll innigen Vertrauens in den seinen. Elisabeth sprach nur einige Worte, als sie aus der Kirche traten, aber diese wenigen Worte enthielten einen ganzen Himmel voll Seligkeit für ihren Gatten.

— Als ich das Gelübde sprach, mein Gatte, sagte Elisabeth, war es mir, als ob alle Engel Amen riefen.

Und Philipp konnte nichts darauf erwiedern. Er drückte nur leise ihren Arm in den seinen. Es giebt Momente menschlichen Glücks, in welchen jedes Wort zu arm ist, um die Empfindungen würdig auszudrücken.

Sämmtliche Festgenossen fuhren nun wieder nach dem Nidhofe zurück. Als sie in die Nähe des Amtshofes gekommen waren, bemerkten sie zwei Wagen, welche ihnen entgegenkamen. Goldbetreßte Kutscher saßen auf den Pferden und zwei Vorreiter sprengten voraus. Das war eine große Ueberraschung, als man die fürstliche Livrée erkannte. Nur Philipp lächelte still und wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Elisabeth.

Die Wagen hielten. Dienstbeflissen sprangen die Diener herab und öffneten den Wagenschlag. Es war gerade am Amtshofe. Aus den fürstlichen Wagen stiegen der Fürst, die beiden Prinzen und die Prinzeß Anna mit mehreren Damen. Dann kamen noch zwei Herren, von denen wir den einen sogleich als Doktor Zacharias Maulbeerbaum erkennen.

Da standen nun der Amtsrath und alle Andern und verbeugten sich und wußten vor Ueberraschung kein Wort hervorzubringen. Der Fürst aber ergriff lächelnd die Hand des alten Mannes und sagte:

— Ei, ei, Herr Amtsrath, was treiben Sie? Sie feiern Hochzeit, ohne mich dazu einzuladen?

— Hoheit, wie dürfte ich wagen —

— Ja, ja, mein Freund, Sie dachten wohl, einen so bösen Schuldner —

— Hoheit —!

— Schon gut, lieber Herr Amtsrath. Nun will ich aber auch auf der Stelle meine Schuld abtragen. Herr Regierungsrath, lesen Sie doch gefälligst den Schuldbrief vor.

Der Fürst sprach diese letzteren Worte zu einem kleinen dicken Herrn aus seinem Gefolge. Der Regierungsrath zog mit überaus gutmüthigem Lächeln ein Papier aus der Tasche und las Folgendes:

„Da Wir Friedrich von Gottes Gnaden u. s. w. lange verhindert gewesen sind, Unsere Schuld gegen Unseren sehr werthen Amtsrath

Liebig, bestehend in dreitausend Thalern, abzutragen, so wollen Wir, daß selbige mit den bisher aufgelaufenen Zinsen in der Summe von zehntausend Thalern nunmehr sogleich abgezahlt werde. Auch befehlen Wir gleichzeitig, daß Unser Amtsrath Liebig sogleich wieder in den Besitz des sogenannten Amtshofes und aller dazu gehörigen Ländereien gesetzt werde, und zwar als erblicher Verwalter und Unser Kommissarius für ihn und seine Nachkommen, namentlich für seinen wackern Schwiegersohn Philipp Liebig, welchen Wir hiermit zum Amtmann ernennen. Wir wollen ferner, daß dies Recht unerlöschbar sei und daß an dem Tage, an welchem Unser werther Amtsrath oder seine Nachkommen die letzte Schuld von dem Gut tilgen, dasselbe das freie Eigenthum der Familie werde und daß bis zu dieser Zeit das Kapital mit zwei vom Hundert zu verzinsen sei."

Der Regierungsrath hatte ausgelesen. Der Amtsrath wollte dem Fürsten zu Füßen fallen, ihm zu danken, aber dieser schloß ihn in seine Arme und sagte:

— Lieber Liebig, Sie haben nicht nöthig, mir zu danken. Glauben Sie mir, mein Dank gegen Sie wird nie erlöschen. Sie haben mehr gethan, als daß ich es vergelten könnte. Für den Peitschenhieb, den Sie dem Republikaner gaben, und wofür Sie von den Schurken in's Gefängniß geworfen wurden, bin ich Ihnen noch besonders Revanche schuldig.

Während der Fürst einen Orden von seiner eigenen Brust abnahm, sprach er mit lauter Stimme:

— Für solche That, Ihr lieben Getreuen Alle, wie sie unser wackerer Liebig vollführt, giebt es nur einen Dank, keinen Lohn. Tragen Sie diesen Orden, Herr Amtsrath, von meiner Hand an Ihre Brust geheftet, und denken Sie stets bei diesem goldenen Sterne, daß droben Einer wohnt, der das zu vergelten wissen wird, was Sie gethan haben.

Ein überaus lebendiges Bild entwickelte sich jetzt. Man drängte sich um den Amtsrath und beglückwünschte ihn. Die Prinzen traten zu Philipp und drückten ihm herzlich die Hände. Dann kam der kleine Doktor auf ihn zu und ihn umarmend, rief er:

— Zu viel Jubel, zu viel Glück! Philipp, mein werther Genosse auf dem Gebiete der Wissenschaft, Sie verdienen das Alles und noch viel mehr. Es lebe Seine Hoheit! Es lebe das ganze durchlauchtige Haus!

Die Prinzessin Anna aber hatte gleich die erröthende Braut an ihr Herz gezogen und flüsterte ihr zu:

— Tausend Glück zu Ihrem Ehestande, meine Elisabeth. Doch glücklich der Mann, der Sie die seinige nennt.

— Hoheit, diese Gnade! O, wie verklärt mein Vater aussieht!

Und wirklich stand der Amtsrath da, als wäre er schon der Erde enthoben. Langsam rollten einige Thränen aus seinen Augen. Er trocknete sie nicht ab. Es waren die seligsten Thränen, die je einem menschlichen Auge entflossen sind. Er ergriff nur die Hand seiner Frau und drückte sie innig.

Jetzt trat der Fürst hinzu und sagte:

— Wir sind natürlich Ihre Gäste, Frau Amtsräthin. Erschrecken Sie nicht. Damit wir Ihnen nicht lästig fallen, haben wir ein paar Flaschen Wein und etwas zu essen mitgebracht.

Auch einige Geschenke für das schöne Brautpaar liegen im Wagen. Aber — dies sagte der Fürst sehr leise — den ersten Jungen hebe ich aus der Taufe!

Unser Blick wendet sich ungern von diesen Glücklichen weg. Doch wir müssen in raschem Fluge noch weiter, weit über das Weltmeer, in die Wälder Amerika's, wo die Hand des Menschen noch keinen Weg gebahnt und noch keine gastliche Hütte den müden Wanderer oder den einsam umherstreifenden Jäger zur erquickenden Ruhe einladet.

Es ist an den Ufern des Missouri. Mächtige Bäume ragen gen Himmel und üppige Schlingpflanzen ranken sich um sie. Es ist an einer Stelle, wo der mächtige Strom eine Bucht bildet. Ein leicht gezimmertes Canoe schwankt auf den Wellen. Gefällte Bäume liegen übereinander, Spuren, daß hier die Vorposten der Civilisation angelangt sind. Aus starken Bohlen gezimmert, steht eine Hütte da, aber kein Mensch befindet sich darin. In der einen Ecke ist eine

Feuerstelle. Eine roh geschnitzte Bank und ein eben solcher Tisch bilden das Meublement dieses Hauses. Indeß zeigt eine Kiste voll Bücher, daß die Kultur in diesen Urwald den Weg gefunden hat.

Es ist fast Abend. Durch die dichten Kronen der mächtigen Eichen fallen goldene Lichter. Eine stille Feier ruht über dem Thale, durch das der gewaltige Strom seine Wogen treibt.

Zwei Männer nähern sich jetzt dem Blockhause. Sie haben die Büchse über die Schulter geworfen und tragen auf einer Stange die Beute des edlen Waidwerks, einen stattlichen Hirsch. Sobald sie in die Nähe des Blockhauses gekommen sind, legen sie ihre Last ab. Ein zottiger Hund springt ihnen vorauf und stößt bisweilen ein freudiges Gebell aus. Die beiden Männer bleiben schweigend stehen. Sie sind tief ergriffen von der stillen Feier der Natur und auch in ihre Herzen zieht Ruhe und Frieden ein, vielleicht nach langem, schweren Kampfe. Rothe Wolken stehen droben am Himmel und spiegeln sich in den klaren Fluthen. Der eine der beiden Männer ergreift endlich die Hand seines Gefährten und sagt:

— Ich denke an die Heimath, Paul. Mich gemahnt es, so sei der Abend dort — so friedlich, so still.

— Wohl', mein Freund. Setze noch hinzu, so wehmüthig.

— Ich wollte, ich könnte das Verlangen in mir tödten, dies Sehnen nach den heimathlichen Bergen, nach dem heimathlichen Strome, nach dem Grabe meiner Mutter —

— Felix, sei ein Mann. Sieh' hier vor uns ein Feld des Wirkens, groß genug für die ganze Kraft eines Mannes. Wir haben schon in der Heimath kämpfen wollen für das Licht einer neuen Zeit, und haben einsehen gelernt, daß dort kein Boden für unsere Ideen ist, wo festbestimmte Anschauungen die Umkehr verbieten, wo die morsche Maschine des Völkerlebens wohl noch fortgehen, ihren Zweck noch ferner erfüllen, doch nicht mehr ihre Fehler abschütteln kann. Dazu gehört ein junger Staat, eine junge Nation, neue Institutionen. Das Alles bietet sich uns hier dar, und wir wollen unsere Kraft diesem Lande weihen, da jenes für uns verloren ist.

— Und weißt Du, ob für uns hier eine Frucht zu hoffen?

— Ich weiß es nicht, kein Mensch weiß es, aber unser Ziel sei es. Des Mannes Kraft erlahmt, sobald ihr kein großes Ziel vorgesteckt ist. Wir aber wollen Männer bleiben.

— Ja, rief Felix, des Freundes Hand ergreifend, wir wollen es. Wir wollen den Tempel der Freiheit bauen auf den Boden urnatürlicher, ursprünglicher Kraft. Aus dem Schooße dieser reichen, herrlichen Natur sollen Gesittung und alle edlen Güter der Menschheit entsprossen und blühen in dem freien, herrlichen Amerika. Doch verzeihe mir die Wehmuth, wenn ich daran gedenke, daß die beste Mutter mir gestorben —

— Dich segnend und betend, daß Dein Weg ein leichter sei.

Felix wendete sich ab und ging dem Blockhause zu. Sein Freund folgte ihm. Wir erkennen die beiden Jünglinge, die in der Fremde eine Heimath suchen, sowohl für den Leib, als für den Geist. Es ist Felix Amin und Paul Wagner.

Weiter geht unser Flug. Bild auf Bild entrollt sich vor unserm Auge. Unter uns liegt das Meer, das gewaltige, herrliche Meer. Tiefblau strahlt der Himmel hinab bis auf den Grund, wo tausend wunderbare Pflanzen und Thiere ein märchenhaftes Land bewohnen.

Unser Blick haftet auf einem Eilande, das, von den blauen Wogen umfangen, wie ein Feensitz unter uns liegt. Wir kennen es, denn wir sind schon einmal vom Strande aus durch die Olivenhaine gegangen und dann den mächtigen Bergstock hinaufgestiegen, wo die Pinien so ernst unter den üppigen Laubbäumen stehen und die Schlingpflanzen ihre Schlangenleiber um bemooste Felsen winden. Wir waren auch schon auf dem runden Platze, wo die lachende Villa steht, von wo man hinabsieht über die Palmen auf das tiefblaue, ewige Meer, auf dem die weißen Segel gleich Tauben schweben.

Es ist ein süßes, holdes Bild, welches wir schauen. Auch hier legt eine Jungfrau ihre Hand in die eines starken, geprüften Mannes, und auf keuschen Lippen brennt der Kuß heiliger Verlobung.

Es ist Franz von Platten und Clara Sca-

gliari. Neben ihnen steht Clara's Vater mit freudig leuchtendem Blick. Seine Gattin aber flüstert leise:

— Denkst Du noch daran, als wir vor wenigen Monaten hier standen? Damals lauerte noch der Dämon, der unser Glück vernichten wollte, und mein Herz bebte bei dem Gedanken an das, was kommen mußte. Jetzt aber hat er seine Macht verloren. Gelobt sei Gott!

— Amen! sagte der Graf ernst.

Droben im leuchtenden Aether aber stand der Geist des Mannes, der, von einem Schwur gebunden, nach einem Thron gestrebt hatte, den ihm das Schicksal versagte, und der deshalb dem Dämon des Jahrhunderts zum Opfer gefallen war. Von seinem verklärten Antlitz aber strahlte Frieden und Versöhnung.